MARIENBOTE



Maerz 1943

FAITH TO ENDURE

During a violent persecution of the Christians which took place some years ago in the Missionary territory of Annam, all the Christians who could be captured, and who were not killed outright, were branded on the cheek with the signs for the words which translated mean: "Perverse Religion."

A boy who had been branded in this way thought it an insult to Religion, to be thus combined with the word "perverse," so he scratched at the latter word with his finger-nails, disfiguring it beyond recognition.

As soon as the persecutors saw what he had done, they took him into custody again, and once more branded with a red hot iron the word "perverse" on his cheek, after whipping him cruelly for his insolence.

But the brave youth was not to be deterred; and again began striving to obliterate the word "perverse" with his nails.

His tormentors lost patience before he succeeded, and having taken him again, they beheaded him.

INHALT

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor

r. 6 Maerz 1943 11. Jahrgang

Dies und Das

e Neue
dnung

Die Zeit geht voran und jede Minute bringt uns dem Glockenschlage näher, der das Ende des Krieges verkünden wird. Und wenn diese Stun- kommt, dann werden wir in einen zweiten mpf hinausmüssen: In den Kampf um den eden. Dieser Kampf wird bitter sein, furcht- bitter. Dass der gegenwärtige Krieg nur ein ieg zwischen Demokratie und Totarialismus wird heute nicht nur von katholischen, aber h von anderen Beobachtern bestritten. Von sem Standpunkt aus betrachtet ist es leicht erraten, wie es an den Tischen der kommen- Friedensberatungen aussehen wird.

Zwei Ideen werden dort die Hauptschwierig- ten verursachen:

1. Der materialistische Geist unseres Zeitalters, der in Politik und Wirtschaft nach dem Grundsatz "Dem Stärkeren gehört die Welt" arbeitet;
2. Der überhitzte, chauvinistische Nationalismus, der sich in Europa um so stärker entwickelte, je mächtiger Hitlers Faust die Einheit Europas nach seinen nationalistischen Ideen zu erzwingen suchte. "Der Traum des zerschlagenen Europas ist ein zwei- und dreifaches Versailles", schreibt Arthur Koestler, in der "New York Times" dazu. Und wir möchten hinzufügen: Nicht nur ein anderes Versailles für Deutschland, aber auch ein Versailles, das so manches Land Europas aus nationalen Gründen seinem lieben Nachbar wünscht.

Die Zukunft sieht ernst aus. In der katholischen Welt ist man sich dessen wohl bewusst und immer wieder tritt an uns die Aufforderung heran, an die fünf Vorbedingungen zu denken, die Papst Pius XII. am Weihnachtsabend des Jahres 1939 als unerlässliche Notwendigkeiten einer jeden künftigen Friedensaktion veröffentlichte. Wir sehen die Sinnlosigkeit von Friedensabmachungen, die auf dem alten, die Welt ins Unglück reissenden Prinzip des Materialismus in Politik und Wirtschaft fussen. Wofür wir Katholiken zur Zeit der Friedensabmachungen stimmen, worum wir streiten und kämpfen werden, sind jene Programme, in denen folgende fünf Punkte Papst Pius XII. klar zum Vorschein treten:

1. Triumph über den Hass, der die Ursache aller Zersplitterung unter den Völkern ist. Deshalb Abwendung von allen politischen Systemen, die den Hass nähren.
2. Triumph über alles Misstrauen, das das internationale Gleichgewicht stört und jede Verwirklichung einer ernstgemeinten Verständigung unter den Völkern unmöglich macht.
3. Triumph über den unglückseligen Grundsatz, dass Nutzen die Quelle von Gesetz und Rechten sei und dass die Macht des Stärkeren Rechtskraft habe.
4. Triumph über jene Bakzillen der Uneinigkeit, die in den Gebieten der Weltwirtschaft sich eingenistet haben. An Stelle dessen muss eine Zusammenarbeit treten, die, durch gegenseitige Garantien im

Gleichgewicht gehalten, eine internationale Verständigung ermöglicht. Ziel und Aufgabe dieser Verständigung ist jedem Staat die notwendigen Mittel zu sichern, die jeder Staat braucht, um seinen Bürgern eine angemessene Lebenshaltung garantieren zu können.

5. Triumph über den Geist der Selbstsucht, der, auf seine Macht pochend, sich nicht scheut, die Ehre und Autorität der Staaten so wie auch die persönlichen Rechte und die geordnete Freiheit der Bürger zerstörend anzugreifen. Dieser Geist muss ersetzt werden durch eine gegenseitige rechtliche und wirtschaftliche Verpflichtung, durch brüderliche Zusammenarbeit nach den Gesetzen Gottes unter Völkern, denen ihre Autonomie und Unabhängigkeit wohl verbürgt ist.

Worum geht es? Erzbischof Spellman von New York ist in Europa. Die amerikanische Regierung gab ihm — wie berichtet wird — die Erlaubnis, Spanien und Portugal zu besuchen. Nun kommt auf einmal die Nachricht, Erzbischof Spellman sei von Madrid nach Rom gefahren, und zwar, um als Vertreter der amerikanisch-katholischen Militärgeistlichkeit mit dem Heiligen Stuhl laufende Dinge zu besprechen. Amerikanische Blätter drücken auch die Möglichkeit aus, Erzbischof Spellman Reise nach Rom könne kirchlich-politischer Natur sein. "Was immer Erzbischof Spellmans Mission im Vatikan sein mag", schreibt ein amerikanisches Wochenblatt, "sein Besuch in Rom lenkt die Blicke der Weltdiplomaten zum zweiten mal in vierzehn Tagen zum Vatikan."

Die erste Erregung unter den Weltdiplomaten fand in der zweiten Woche des Monats Februar statt, als Mussolini seinen Schwiegersohn Graf Ciano zum Gesandten der italienischen Regierung am Vatikan ernannte. Graf Ciano, wohlbewandert in aussenpolitischen Fragen, wird am Vatikan mit den Vertreten der gegen Italien kämpfenden Länder zusammenkommen. Falls Italien Frieden wünschen sollte — so spekuliert man — wird Graf Ciano in der Vatikanstadt Gelegenheit finden, mit den Vertretern der Alliierten durch Vermittlung des Heiligen Stuhles Fühlung zu nehmen.

Die Kirche im Weltkrieg. Welcher Art der Geist der Weltordnung nach Auffassung des Heiligen Stuhles sein muss, zeigen die oben genannten fünf Punkte Papst Pius XII. Das alte Lied, Rom wolle die Welt beherrschen, ist noch nicht ganz ausgesungen. Es gibt immer noch Romfeinde, die dieses Schlagwort als Hetzleitidee gegen die katholische Kirche benutzen. Anderseits stärkt sich in der Weltmeinung aber auch immer mehr die Erkenntnis, dass der Heilige Stuhl ein neutraler Punkt von stärkstem Einfluss ist, von dem aus sich vieles wieder zusammenschweissen liesse, was heute hoffnungslos zerrissen zu sein scheint.

Die Kirche kämpft nicht gegen Länder und Völker, sie kämpft gegen Geister und Ideen, die der Welt zum Unheil gereichen. Drei Probleme sind es, die lösen zu helfen die Kirche sich nun schon seit Jahren bemüht. Da ist erstens der Bolschewismus, dem sie sich heute mit derselben Kraft, wie sie es immer getan hat, entgegenstellt. Zweitens: Die faschistische Weltauffassung, und drittens: die vermaterialistischte Weltwirtschaft.

Um Europa vor einer Ueberflutung vom Bolschewismus oder einer neuer Art von Faschismus zu sichern, wird von einer katholischen Staatenföderation Europas gesprochen. Mittelpunkt dieder Staatenföderation soll das katholische Oesterreich-Ungarn sein, das, gestützt von den Staaten des Donaubeckens, von Polen im Norden und Italien im Süden, dem europäischhen Festland polilien im Süden, dem europäischen Festland politisches und wirtschaftliches Gleichgewicht geben

Sollte die Errichtung einer katholischen Staatenföderation unter Oesterreich-Ungarn nicht gelingen, dann käme wohl ein osteuropäischer Staatenbund in Frage, der von Polen bis zum Mittelmeer reichen würde.

Gegen Oesterreichs Führung eines etwaigen europäischen Staatenbundes erheben sich heute schon Stimmen. So berichtete die "New York Times" von einer Aeusserung des polnischen Finanzministers Henryk Strasburger, wonach Polen bereit sei, an einem ost- und mitteleuropäischen Staatenbunde mitzuarbeiten, unter der Bedingung jedoch, dass Oesterreich von diesem Bunde ausgeschlossen bliebe. Die sozialistische Tschechei wird wohl mit einer ähnlichen Antwort aufwarten. Und die pro-russischen Bewegungen Jugoslaviens zeigen heute schon wenig Begeisterung für Oesterreich-Ungarn.

Die Frage. England und die Vereinigten Staaten zeigen ein gewisses Interesse für einen zukünftigen Staatenbund Europas. Heute muss aber alles noch Frage bleiben, da die Welt nichts von den Absichten Russlands weiss. Man fragt sich: Was für einen Sieg und was für einen Frieden hat Stalin im Sinn? Einerseits fürchtet man, Russland könne sich mit einem Vertreiben der Armeen Hitlers aus den Grenzen Russlands begnügen, den Endkampf England und Amerika überlassend, anderseits sieht man die drohende Möglichkeit einer vollständigen Ueberschwemmung Westeuropas von bolschewistischen Armeen — und danach Ideen.

Die Zeit wird die Lösung dieser Frage bringen. Was auch kommen mag: Bittere Kämpfe stehen uns noch bevor. Gerüstet, um wahren Frieden und wahre Weltordnung siegreich aus diesen Kämpfen hervorgehen zu lassen, werden wir sein, wenn wir auf der Wacht bleiben. Auf christlich-katholischer Wacht, mit den fünf Frie-

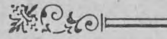
denspunkten des Papstes in der Hand und mit einer Gesinnung, die sich über nationale und wirtschaftliche Momentsvorteile stellt. Die mit klarer Vernunft zwischen Hass und aufbauender Gerechtigkeit scheidet und mit reiner Hand mitarbeitet an einem geordneten Wiederaufbau der Welt — und nicht nur am Wiederaufbau des eigenen Landes und der eigenen Partei . . . .

Pressejubiläum. Im Februar feierte der in Münster, Sask., erscheinende St. Petersbote seinen vierzigsten Geburtstag. Vor vierzig Jahren wurde er von den hochw. Benediktinerpatres der St. Petersabtei zu Münster, Sask., gegründet. Seine ersten Nummern erschienen in Winnipeg. Bald aber wanderte seine Redaktion nach Münster über, wo sie bis heute unter der fleissigen und kundigen Hand des hochw. Peters O.S.B. arbeitet.

Der St. Petersbote war das erste katholische Wochenblatt deutscher Sprache in Canada. Und heute ist er auch noch das einzige Wochenblatt dieser Art in unserem Lande. Neben ihm gibt es nur noch eine einzige katholische Schrift in deutscher Sprache, und das ist unser Marienbote. Was der St. Petersbote während der vierzig Jahre seines Bestehens unter den Katholiken gewirkt, was er dort erbaut, erkämpft und gerade gestellt, das weiss Gott. Ruhig, aber fest auf katholischen Grundsätzen stehend ist sein Stil. Gerade diese Grundsatztreue hat ihm — wie so vielen anderen katholischen Blättern — so manche Schwierigkeit bereitet. Der St. Petersbote erzählte selbst hier und da darüber. Nicht in bitteren, aber immer in aufklärenden Worten tat er das. Und gerade hier zeigte er immer seinen echt katholischen Pressegeist. Sein Prinzip hiess und heisst: Nicht den Lesern dienen wir, aber der Wahrheit, und durch die Wahrheit den Lesern. Geschäftlich betrachtet kann solch ein Grundsatz eine Zeitung zum Untergang führen. Unsere heutigen Leser sind es nicht mehr gewöhnt, die unverblümte Wahrheit zu hören. Sie wollen in ihrem Blatte die Bestätigung ihrer eigenen Ideen und Ansichten aufgetischt haben. Widerspricht ihnen ein Blatt, dann wird nicht lange gefragt, ob man hier doch nicht die Wahrheit vor sich haben könnte: Man findet tausend Gründe gegen die missfallenden Artikel und bestellt das Blatt ab.

Dass der St. Petersbote in seiner schweren Mission, als deutschsprachiges Blatt katholische Ideen zu verfechten, bis heute aushielt und treu durchhielt, muss ihm hoch angerechnet werden. Wir gratulieren ihm nachträglich zu seinem vierzigsten Geburtstag und wünschen ihm Gottes reichsten Segen für die Zukunft.

Der Schriftleiter.



EIN GEBET, DAS ALLE LEIDEN LINDERT

Der alte, kranke Bischof Foulquier bekam Besuch von einem Geistlichen. In herzlicher Teilnahme erkundigte sich dieser nach seinem Befinden. Sein Zustand war ja erbarmungswürdig. Er war blind, fast taub und wurde fast ständig von Schmerzen gefoltert.

"Es ist schon lange her, dass ich krank bin und leide," sagte der Bischof, "aber ich habe ein kleines Gebet, das mir Linderung verschafft, so oft ich es bete. Soll ich es Ihnen mal sagen?" "Ja, bitte!" Hören Sie:

Mein Jesus, ich bin blind, aber es geschehe dein Wille!

Mein Jesus, ich bin taub, aber es geschehe dein Wille!

Mein Jesus, ich habe Schmerzen in allen Glieten, aber es geschehe in allem dein Wille!

Mein Jesus, ich bin nicht fähig, die heilige Messe zu lesen, aber es geschehe dein Wille!

Mein Jesus, ich kann mein Brevier nicht beten, aber es geschehe in alem dein Wille!

Mein Jesus, ich fühle mich oft allein, verlassen, ganz unnütz auf der Welt, aber es geschehe dein Wille!

Mein Jesus, ich leide sehr unter den Gedanken, dass ich anderen zur Last bin, selber aber nichts mehr tun kann; aber es geschehe dein Wille!

"Sehen Sie," fuhr der Bischof fort, "das ist mein Gebet. Es hat mir schon viel Trost und Kraft gebracht. Alle anderen Trostmittel versagen, Gottes Wille allein hält mich aufrecht."

Der Bischof war eine richtige Opferseele. Wahre Opferseelen denken und fühlen immer so. Denn der Wille Gottes ist die grosse Leidenschaft aller echten Opferseelen . Sie wollen nur Gottes Willen erfüllen. Und beten aus tiefstem Herzen: "Mein Armsein, mein Kranksein, mein Behemmtsein, meine Trostlosigkeit, meine Misserfolge, all mein inneres und äusseres Leid: Jesus, ich schenke es dir! Es geschehe an mir nur dein heiliger Wille!"



Die Heimkehr des Matthias Brunner

Von F. Streloff

Laut und lustig geht's im kleinen Wäldchen zu. Eine Schar Kinder spielt Krieg, Haschen und Plumpjack, vergnügte Stimmen schwirren durcheinander. Der grüne Fleck Erde verdient den Namen "Wäldchen" eigentlich nicht, denn die spärlichen Nadelbäumchen fristen ein gar zu kümmerliches Dasein, so dass von einem "Schützenden Waldesdunkel" nichts zu merken ist. Aber die Dorfbewohner lieben die Stätte, die ihre Vorfahren in rücksichtslosester Art entholzt haben, und mühen sich, an dem Aufbau zu arbeiten. War es doch jedem untrennbar mit dem Begriff Heimat eng verbunden mit den Erinnerungen an sorglose Kindertage. Seit dem grossen Kriege hatten sie ja alle die Heimat neu erlebt. Heimat haben heisst einen festen Boden unter den Füssen fühlen. Heimat ist etwas, das dem Leben Haltung und Gehalt gibt, Sicherheit und Kraftgefühl. Niemand kann sie uns nehmen, weil wir sie erlebt haben und sie ein Teil unseres Seins ist.

Das mochte wohl auch der wandermüde, verhärmte Mann fühlen, der tief und befreit atmend am Waldesboden lagert und sich nicht satt sehen kann an dem friedvollen Bild des Dörfchens, das die letzten Sonnenstrahlen scheidend vergolden. In scheuer Andacht küsst er die feuchte Erde, streichelt mit rissigen Fingern die Baumrinde. Seine Blicke können sich nicht losreissen, saugen sich fest in Freude und Wehmut ohne Grenzen. Nun haben ihn auch die spielenden Kinder bemerkt. "Der schwarze Mann", schreit eine ängstliche Stimme, kreischend und schreiend entflieht der wilde Schwarm.

Matthias Brunner lächelt nachsichtig und doch mit einem Gefühl weher Erkenntnis. Gewiss, sein Aeusseres war weder anziehend noch vertrauenerweckend. Wer hätte wohl in ihm, dem bleichen Schattenbilde den stattlich schönen Mann erkannt, der er vor einem Jahrzehnt gewesen? Er hatte wohl kaum die Vierzig erreicht, aber sein Gesicht, einst strahlend in männlicher Schönheit und überschäumender Daseinsfreude war gekerbt von den Linien, die das Leben mit unerbittlichem Griffel hineingegraben. Krankheit, Not, Entbehrungen mancherlei Art, Hunger, Reue, Seelenqual hatten ihm einen ehernen Stempel aufgedrückt, redeten eine deutliche Sprache.

Ein Trupp halbwüchsiger Knaben kam von der Fahrstrasse gelaufen. Matthias Brunner drückt sich scheu beiseite, um die Kleinen nicht abermals zu erschrecken. Schier andächtig sieht er ihrem munteren Treiben zu. Ein schlanker Junge mit sanften braunen Augen zieht ihn besonders an. Kehrten alte Zeiten wieder, erstanden halbvergessene Bilder neu? Hatten nicht die Augen seines Weibes ihn einstens so zärtlich, so bittend angeblickt? Und er hatte sich höhnisch abgekehrt.

Oh, er hat ja gebüsst, ein anderer geworden, kommt als Reuiger, Bittender heim. Fest presst er den Leinwandbeutel an sich, viele Banknoten; monatelang trägt er ihn unter dem grossen Hemd verborgen. Sein kostbarster Schatz ist es, ehrlich erworben in jahrelanger, schwerer Frone, in selbstvergessenem Darben, glücklich vermehrt durch günstige Konjunktur. Ja, er hat schwer gesündigt, aber auch tief bereut. Und nun soll sein ganzes Leben, jeder Tag, jede Stunde nichts sein als eine grosse Sühne.

Nun ihm aber Erfüllung naht, jeder Baum, jedes Haus als etwas Bekanntes grüsst, gleich einem Teil seines Selbst, fasst ihn eine namenlose Furcht. Lebt sein Weib, wird sie ihn aufnehmen, wird sie ihm verzeihen? Noch nie in all den Jahren seiner Gefangenschaft hat ihn der

Gedanke so gefoltert wie heute. Immer hat er ihr Bild gesehen: still, fast demütig, mit nie rastenden Händen. Immer hat er ihre Vergebung als selbstverständlich hingenommen.—Aber nun erstehen marternde Zweifel.

Der Braunäugige hat seinen Blick gefühlt und kommt zutraulich näher: "Fremder Mann, hast du Hunger?" O ja, er hat Hunger, gewaltigen Liebeshunger. Ueber die gefurchte Wange rinnt eine heisse Träne. Das Kind deutet sie nach seiner Art und reicht ihm ein Stück Schwarzbrot. Er nimmt es und dankt. Schier heisshungrig beisst er hinein, lang entbehrtes Brot von heimatlicher Scholle. Erst jetzt fällt ihm ein, dass er viele Stunden nichts gegessen: rastlos getrieben von zehrender Sehnsucht und Unrast weder Hunger noch Durst gefühlt.

Nur vorwärts — heim, heim. Es gilt, versäumte Jahre nachzuholen, es gilt, mit Minuten zu geizen.

"Büble", sagte er, indes ihm das Herz bis an den Hals schlägt und seine Stimme hohl und heiser klingt, "lebt die taubstumme Gertrud Brunner noch?"

"Freihlich", sagt der Kleine etwas verwundert, "sie wohnt bei uns. Weisst etwas, in dem Stübel rechts. Vor dem Fenster blühen so viele rote Nelken."

Der Fremde hängt an den Lippen des Kindes. Wie kommt es, dass er nach dem Ergehen derer fragt, die ihm wohl Schwester, aber stets namenlos gleichgültig gewesen ist? Ach, er wagt es nicht, eine andere Frage zu tun, denn er, der im dichtesten Kugelregen nicht gezittert, bangt vor der Antwort.

"Wie heisst du, Junge?" Dem Knaben ist der blasse Mann bereits gleichgültig, ja unheimlich geworden; die bohrenden Blikke ängstigen ihn. Mit grossen Sätzen springt er fort, ruft im Enteilen: "Seppli." Seppli, ja, so hiess auch sein einziges Söhnlein ; jetzt muss es schon zur Schule gehen. Ach Gott, so ein landläufiger Name, wie viele mögen so heissen. Wären nur schon die nächsten Stunden vorbei! Gewissheit! Das früh ergraute Haupt sinkt tiefer auf die Brust. Er will noch warten, bis die Nacht hereingebrochen ist. Sich dann, einem Bettler gleich, zum Hause schleichen, allen Mut zusammennehmen, um anzuklopfen.

Das Haus, das Weib drunten im Oertchen war einst sein eigen. Ein Königreich erscheint es ihm jetzt, klein und verächtlich war es ihm, da er beides besass. Sein Leben war platt gewesen, er selbst hatte die Fäden verwirrt. Ein reiches, schönes



Gründonnerstag

Mädchen hatte er auf den schuldenfreien Hof geführt, ein junges Ding voll gutem Willen und fleissigen Händen. Doch er hatte zu bald keinen Sinn für die liebenswerte Frau und das Kind in der Wiege. Ein herrischer Haustyrann war er geworden, der bei Karten und Wein sich neidlos von der Arbeit anderer erholte.

Es währte nicht lang, als die Zeichen trüber Veränderung sichtbar wurden. Der Hof war mit Schulden überlastet, das blühende Mädchen ein Schatten seiner selbst.

Dann kam der Krieg und trennte die Wege. Matthias hatte anfangs geschrieben, weil es alle Kameraden taten. Flüchtige Karten, die den Stempel seines Wesens trugen. Dann kamen Gefangenschaft und Krankheit. Nun schrieb er in Sehnsucht und Reue, ohne je Antwort zu erhalten, und sparte mit klugem Verwerten. Sein Schatz mehrte sich, die Freude daran hielt ihn aufrecht.

Matthias Brunner steht vor dem Hause, er weiss nicht, wie er hingekommen ist. Die Türe geht auf, rasch tritt er in den Schatten. Die Frau hat ihn nicht gesehen, mit leichtem, federndem Schritt geht sie an ihm voüber, ein Liedchen trällernd. Mit vollem Wasserkruge kommt sie wieder, ihr Gesicht ist ihm, vom Mondlicht beleuchtet, zugekehrt. Es strahlt in reifer Schönheit und in Glück, die Gestalt ist kräftig und von leichter Fülle. Nie war sie ihm so begehrenswert erschienen, nie so meilenweit entrückt. Er öffnet den Mund und schliesst ihn herb. Therese geht ins Haus, ahnungslos, dass ein paar Schritte entfernt das Schicksal lauert. Unerbittlich, unentrinnbar, bereit, ihr Glück zu vernichten.

Er atmet noch einmal tief auf, dann pocht er entschlossen mit harten Fingern an. "Wer ist draussen?" Eine Männerstimme fragt. Was soll er sagen? Es schnürt ihm die Kehle zu, rauh stösst er hervor: "Ich bin ein Kamerad des Matthias Brunner und habe Grüsse zu bringen."

Eine Laterne leuchtet ihm ins Gesicht, ein junger Mann mit gutmütigen Blauaugen in dem bartlosen, hübschen Gesicht öffnet. Gleichzeitig ist eine üppige Frauengestalt von wilder, zigeunerhafter Schönheit in den Hausflur getreten. Gertrud, seine taubstumme Schwester. Sie mustert gleichgültig den Fremden, kein Strahl des Erkennens blitzt in ihren nachtschwarzen Augen. Auch ihr hat er Zeitlebens nur Ungutes getan, doch jetzt will ihm das Herz schier überfliessen vor

Wiedersehensfreude und Reue. Mühsam bezwingt er sich und schweigt.

"Es wird Gertruds Mann sein", denkt er. "Sie ist ein schönes Weib und ein armer Knecht sieht über ihr Gebrechen hinweg."

"Kommt in die Stube", sagt die warme, tiefe Männerstimme, "ich werde Therese holen." Er schiebt ihm den Brotlaib hin, schenkt ein Glass Kirschsaft ein. "Setzt Euch und nehmt!" fordert er freundlich auf, "seht völlig erschöpft aus." Er geht und Matthias muss notgedrungen seiner Aufforderung nachkommen, so sehr wanken seine Knie.

Nun ist er daheim—Herrgott, daheim! Die Stube ist unverändert, nett und peinlich sauber wie einstens, aber viel anheimelnder geworden. Oder sieht er dies erst jetzt? Sein Bild grüsst von der Wand: er ist also doch nicht ganz vergessen. Aus dem Nebenraum tönt eine süsse Weise, es klingt wie ein altes Wiegenlied. Wer mag es wohl singen?

Aus dem Spiegel sieht ihm ein verstört entstelltes Gesicht entgegen, mit zitternden Händen führt er das Glas an die verdorrten Lippen. Murmelnde Stimmen, leichte Schritte. An der Schwelle steht Therese, die einst sein Weib, der Spielball seiner Launen gewesen. Ein Strom von Gesundheit und Daseinsfreude geht von ihr aus, ihr zages Wesen ist verschwunden, der schwere Alpdruck gewichen. Er will ihr entgegengehen, bleibt aber wie gelähmt am Platze, starrt sie aus weitgeöffneten Augen an.

Wie aus weiter Ferne hört er ihre Stimme. "Ihr bringt Botschaft von meinem verstorbenen Gatten?"

"Therese", murmelte er keuchend und streckt die Arme aus. Mit letzter Anstrengung versucht er ihr entgegenzugehen.

Instinktiv tritt sie zurück und —erkennt ihn. In jähem Entsetzen weiten sich ihre angsterfüllten Augen. "Mathias, du? Du lebst?" Und nach einer Weile stammelnd: "Die Kameraden haben dich totgesagt; ich hab's nicht eher geglaubt, bis die Nachricht vom Kommando gekommen ist—"

"Ich lebe, Therese", sagt er demütig, als wolle er um Ver-

Erhör uns Du, Der uns erschuf!

Erhör uns Du, Der uns erschuf!
Vernimm der Fasten-Büsser Ruf,
Der vierzig Tage flehend hallt,
Indes die Flut der Tränen wallt.
Kein Herz sich Deinem Blick verhelt;
Du weisst, was uns an Kräften fehlt!
Nun wir zu Dir uns aufgerafft,
Spend uns—Versühner!—Deine Kraft!
Zwar haben wir gar viel versehn,
Doch schone uns, die eingestehn!
Ob auch die Heilung bitter mund',
Mach Dich an uns als Heiland kund!
Was wir dem Leibsgelüst entziehn,
Sei uns durch Zucht an Kraft verliehn,
So festigt fastend sich der Sinn,
Das Halt der Wankende gewinn!
Drei-Einer, Dir allein die Ehr!
Doch uns, Du Einziger Herr, bescher:
Lass uns, von Dir erprobt in Zucht,
Erfahren auch der Fasten Frucht!
Amen!

—Dem Vesperhymnus der Fastenzeit nachgestaltet von H. E. Wetzel.

zeihung bitten. "Oh, ich weiss wohl, dass du dich vor mir fürchtest. Aber du sollst mit mir zufrieden sein, ich bin ein anderer, Besserer geworden. Schau her, was ich mir erspart hab', viel Geld, alles ehrlich erworben." Zuckende Hände nesteln an dem Beutel, wollen ihn der Frau reichen.

Aber sie nimmt ihn nicht, sie weist auf den eintretenden blonden Hünen, der sie um Haupteslänge überragt, "Die Nachricht ist vom Kommando gekommen — ich habe geheiratet — das ist mein Mann."

Totenstille, drei Augenpaare starren einander fassungslos an. Nicht Schuld steht darinnen, nur namenloses Entsetzen und kaltes Grauen, als habe eine unbarmherzige Hand jäh das grünende Lebensbäumchen geknickt. Und ein viertes Augenpaar, in dem jäh wilde Freude lodert, glüht aus verborgenem Winkel auf.

Bleich lehnt Matthias Brunner an der Wand. Wozu das bittersüsse Heimweh, das ihn in all den Jahren des Ausgestossenseins erfüllt hat? Die Heimat versinkt, jetzt erst ist er elend und heimatlos geworden. Sein Platz ist besetzt, weder Weib noch Kind fragen um ihn. Umsonst alle bittere Reue, all die schwere Arbeit! Mit zusammengebissenen Zähnen hat er alle Leiden der Kriegsgefangenschaft ertragen, hat sich zäh an die Hoffnung einer besseren Zukunft geklammert.

Eine namenlose Wut erfasst ihn gegen den "Räuber seines Glückes". Er vergisst, dass Theresa im Vollgefühl ihrer Freiheit ihre Hand dem ebenso schuldlosen Mann schenkte, vergisst, dass er das, was er jetzt Glück nennt, nie zu schätzen gewusst, dass er seinen Besitz gering geachtet, ja verschmäht hat.

Roter Nebel lagert vor seinen Augen. Zitternd, mit hervorquellenden Augen ergreift er das am Tisch liegende Brotmesser, schleudert es nach dem Rivalen. Der springt behend zur Seite und im selben Augenblick geht ein Zucken durch des Heimkehrers Körper. Ein dumpfer Fall, er stürtzt und schlägt mit dem Schädel an den kantigen Fuss des wuchtigen Eichentisches an. Eine dunkle Lache Blut färbt den Boden.

Thomas und Therese stehen wie erstarrt, keines Wortes mächtig. Sie halten sich unbewusst an den Händen, gleichsam als wolle eins beim anderen Schutz suchen.

Eine Gestalt löst sich los, die bisher, von keinem beobachtet, auf der Ofenbank gekauert hat. Sie schreit und gestikuliert, zeigt bald auf das erschauernde Weib, bald auf den zitternden Mann. Sie hebt das zu Boden gefallene, von der Hand des Toten geschleuderte Messer empor, hebt es drohend, gleich einer Rachegöttin, wirft es in die Blutlache zurück. Dann stürtzt sie auf die Strasse mit dem gellenden Lachen einer Halbirren.

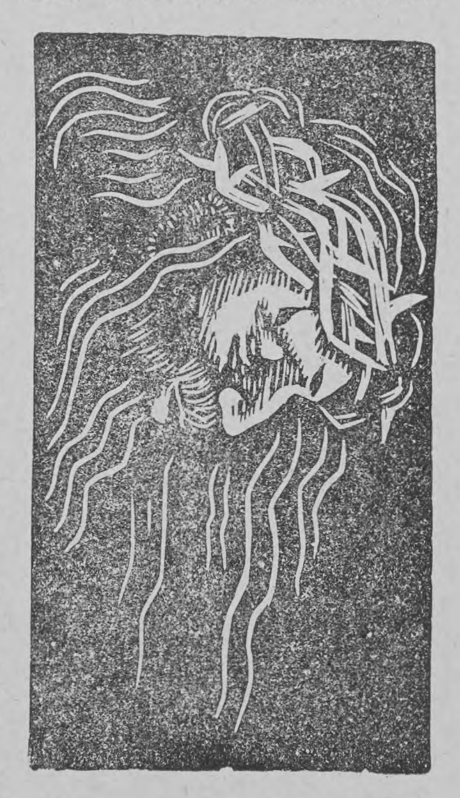
"Thomas, solch Unglück muss über uns kommen! Uns trifft keine Schuld, nicht die geringste. Gott hat alles so gefügt."

Die Tür öffnet sich, Männer und Frauen drängen herein halb getrieben von Sorge, halb aus Neugierde. Die unartikulierte Laute hervorstossende Taubstumme hat die ihr gerade in den Weg Kommenden einfach mitgerissen und mit so wilden Gebärden nach dem Hause gezeigt, dass diese ihr fast willenlos folgten. "Muss ein Unglück geschehen sein, Nachbar, komm mit!"

Nun starren sie alle mit leisem Grauen auf den Leichnam, ohne Erkennen, ohne Begreifen. Denn Matthias Brunner war ein flotter Draufgänger, als er schied, und ist als müder, gebrochener Mann wiedergekommen. Zermürbende Zeit und Not haben jeden bekannten Zug ausgelöscht und ihn durch Linien bitterer Entsagung ersetzt. Da reisst Gertrud mit funkelnden Augen das Soldatenbild von der Wand, weist, heftig gestikulierend, in den eigentümlichen Urlauten, die Taubstummen eigen sind, auf Therese und Thomas.

Hat Gertrud völlig vergessen, dass sie der grosse Bruder höchstens mit rohen Püffen und Scheltworten bedacht? Dass sie sich vor ihm scheu versteckt hat, um nicht seinem Weg zu kreuzen. Ist die Stimme des Blutes in ihr erwacht? Hat sie die sorglosen Jahre vergessen, die sie bei dem Paar verbracht, oder ist Rache der Verschmähten der dunkle Urtrieb ihrer Handlungen?

Rache, dass der arme Knecht sie nicht einmal gesehen, sie, das schönste Mädchen des Dorfes, das gleichwohl als armer Krüppel gilt. Sie, die nie einen Menschen geliebt hat, fühlt ihr Herz klopfen, wenn sie die Schritte des ranken, schlanken Burschen fühlt; ihre finsteren Züge werden still und friedlich, leuchten in fremdartiger Schönheit. Aber Thomas merkt nicht



einmal, dass sie auf der Welt ist, hat nur Augen für die junge, blasse Witwe.

Ach, alle Qualen wachen mit erneuter Glut in ihr auf. Was hat sie gelitten, als die beiden ein Paar wurden und das Glück sichtbar bei ihnen einzog! Kaum verlassen hat sie ihr Stübchen, erstarrt vor Herzeleid und abgrundtiefem Hass. Aber die beiden Liebenden stehen ihren Gefühlen fremd und ahnungslos gegenüber, leben ihr ureigenstes Leben. Und jetzt kann sie Rache nehmen für ein Leben voll Bitterkeit und verschmähter Liebe. — —

Therese ist die erste, die die Gefahr erkennt und Haltung gewinnt. Ihre Gestalt strafft sich. "Es ist mein toteglaubter Mann", sagt sie fest und ihr Blick ist gross und ruhig auf die Umstehenden gerichtet.

"Wer — Der Matthias? Ist's möglich?" Ein Raunen und Flüstern. Höhnische Blicke trffen die junge Frau und den sich langsam zur vollen Höhe aufrichtenden Mann. Vergessen ist es, dass der Lebende ein Raufbold und Schürzenjäger war. Der da liegt, ist ein Kamerad, ein Landsmann, der aus langer Fährnis heimgekehrt, dessen Sünden getilgt sind durch ein widriges Geschick.

"Ist zur Unzeit heimgekehrt, hätte lieber bleiben sollen." — "War euch wohl im Weg?" In Thomas kehrt kalte Ruhe ein, die jedem Sturm vorangeht; schützend legt er den Arm um die Schulter des Weibes. "Ihr alle wisst, dass Matthias Brunner für tot erklärt wurde. Ihr wisst auch, Therese war frei und —

"Und du hast ihn kaltgemacht, gelt?" sagt eine gehässige Stimme.

"Nein, Gott ist mein Zeuge! Meine Hand hat ihn nicht berührt."

"Aber's Messer, nit wahr?"

"Ihr seid verhaftet, Thomas Mader." Der Gendarm ist, durch das Stimmengeschwirr angelockt, eingetreten. "Kommen Sie gutwillig mit!"

Thomas richtet sich auf. "Meine Unschuld muss an den Tag kommen."

"Sollt mir recht sein, seid allerzeit ein rechtschaffener Mensch gewesen. Aber jetzt ist der Schein gegen Euch."

Therese kniet mit erhobenen Händen vor Gertrud nieder. "Du, gib der Wahrheit die Ehr. Will dich nit erinnern, dass wir dir nur Gutes erwiesen, dass der Tote wohl dein Bruder gewesen, dir aber kein liebes Wörtel gegönnt hat. Brauchst nichts tun, nur sagen, ob ich oder Tho-

mas schuld sind an dem plötzlichen Versterben."

Aber in Gertrud ist alles bessere Fühlen erstorben. Warum hat er sie nicht einmal in den Arm genommen? Braucht Liebe denn Worte? Sie blickt ihre Wohltäterin an und Hass lodert in ihrem Blick. Wortlos wendet sie sich ab, rührt kein Glied.

Der Gendarm hat sich gebückt. "Gehört Euch das Messer, Maderbauer? Es klebt Blut daran."

"Tut Eure Pflicht, Herr Wachtmeister. Das Messer ist mein Eigentum, aber ich habe es nicht gegen ihn erhoben."

Therese hängt sich an seinen Hals. "Ich geh mit für deine Unschuld zeugen."

Er löst sich sanft aus ihren Armen: "Wir waren zu glücklich, Reserl, drum kommt eine so harte Prüfung. Eigentlich sind wir schuld an dem Tod des Armen, wenn auch nicht in dem Sinne. Unser Glück war sein Unglück. Aber den Beutel mit den Ersparnissen darfst du nicht anrühren. Sein Kind ist das meine geworden. Gib ihn Gertrud, sie wird ihn brauchen."

Schweigend drückt die Frau Gertrud das Geld in die Hand; das Täschchen ist schwer, sehr schwer. Der Polizist weist die gaffenden Leute streng hinaus. "Bauer", sagt er ernst, "erleichtet Euer Herz durch ein reumütiges Geständnis. Habt ihr die Tat in gerechter Notwehr begangen? Ihr habt wahrhaftig Milderungsgründe. Sitzt im warmen Nest, da kommt der T o t geglaubte. Vorsätzlicher Mord war es nicht, kann nur als Totschlag gewertet werden."

"Ich danke Euch, aber ich kann nicht eine Tat gestehen, die ich nie begangen habe."

Die Stube wird abgesperrt, der Verhaftete geht aufrecht durch die Menge, die sich an seiner Erniedrigung weidet. Der stille Schläfer ist allein, er könnte Zeugnis geben.

* * *

Therese sitzt einsam an der Wiege des Kindes, belauscht seine gleichmässig ruhigen Atemzüge. Manchmal schweift ihr Blick zu dem weissen Kinderbett, in dem der Sohn des Toten ahnungslos in tiefem Schlummer liegt. "Schlaf ruhig, mein Bub, ich wache über dich! Sollst nie die Wahrheit erfahren. Für dich ist der Vater als Held im Feindesland gefallen. Er war tapfer und liebenswert; ehre sein Andenken und bete für das Heil seiner Seele. Du aber geh unbeschwert ins neue Leben!"

Dichte Finsternis umgibt sie, wird nur durch den Schein des kleinen Oellämpchens erhellt, dessen mattes, flackerndes Lichtchen ihr wohltut. Denn um dichte Finsternis zu lieben, muss man glücklich sein oder doch ein unbeschwertes Gemüt haben. Und das ihre ist erschüttert bis in die tiefsten Tiefen. Drum ist sie auch den schemenhaften Gestalten preisgegeben, die aus allen Ecken auftauchen, mit gierigen Armen nach ihr greifen wollen.

Thereses Augen sind rot von stundenlangem Weinen, aber verzweifelt ist sie nicht. Es gibt ja einen Gott, einen helfenden, barmherzigen Gott. Schon einmal hat sie seine starke Hand gefühlt.

Das war damals, als sie zusammenzubrechen drohte über allem Herzeleid, das ihr die erste Ehe brachte. Sie hatte ja mit allem abgeschlossen, was das Leben lebenswert macht, war so grenzenlos elend gewesen. Die Todeserklärung brachte ihr nichts als milde Wehmut und grenzenlose Befreiung.

Es kamen wohl noch harte Zeiten, wo sie todmüde aufstand und ebenso ins Bett sank in bitterer Lebensfrone, aber Therese klagte nie. Das Gesinde tat redlich seine Pflicht, aber es ging doch erst aufwärts, als der junge Knecht ins Haus kam, der nichts kannte als frohgemutes Schaffen und abendlich mit rauhen Fingern Zither schlug. Als sie dann sein Weib geworden, schien ihr der ganze Lebensweg voll Licht und Sonne.

Ihre ratlos schweifenden Gedanken bleiben an Gertrud haften. Mit dem Ahnungsvermögen feinfühliger Frauen errät sie die Ursache des Hasses. Gewiss, sie hat das arme, schöne Geschöpf im Hause behalten, sie in allen Dingen gewähren lassen, obwohl die boshafte und verbitterte Schwägerin keineswegs eine angenehme Hausgenossin war. Hat ihr Blumen ins Stüberl gestellt, gesorgt, dass sie keinerlei Mangel leide.

Die Nachbarn haben oft ihrer Verwunderung beredten Ausdruck gegeben. Aber sie hat sich dieses kleine Kreuz freiwillig auferlegt, das nichts ist im Vergleich zu der schweren Last, die Gott von ihren Schultern genommen.

Die Taubstumme hat alle Freundlichkeit hingenommen, sie kaum gefühlt, mit Hass be-

---

Es ist kein Mensch da, der dich ganz versteht und der dir wirklich helfen kann; auch der wohlmeinendste kann es nicht. Jesus aber ist da, dein göttlicher Bruder, dein Erlöser. Er versteht dich; er kann dir tiefer ins Herz schauen als du selbst. Ihm kannst du deine verwundete Seele zeigen, er hat Verständnis für dich. Er versteht auch alles, was in dir verborgen liegt und auf dich drückt, was du nicht in Worte fassen kannst. Was du jetzt verkosten musst, das hat er alles auch durchkostet: körperliches Leid ohne Mass, Seelenangst ohne Grenze und den würgenden Ekel vor dem Leid. Und er versteht nicht bloss deine Not, er hilft dir auch. Wenn ein Sturm in deiner Seele tobt, so dass du vermeinst, es könne keine Rettung mehr geben, dann sprich vertrauensvoll zu Jesus wie die Jünger im schwankenden Schifflein auf dem sturmgepeitschten Meer: Herr, rette mich! Der der Sturm auf dem Meere Einhalt gebot, wird auch den Sturm in deiner Seele beruhigen; und in dein Inneres wird die Stille jenes Friedens einziehen, den die Welt nicht geben kann.

Msgr. Ivo Fischer.

lohnt. "Armes Ding", denkt Therese mitleidig. "Ausgestossen von allen Freuden. Trotz blendender Schönheit bettelarm. Wie unglücklich muss sie gewesen sein. Wir gaben ihr, was der Leib brauchte, aber den Hunger der Seele konnte niemand stillen."

Tappende Schritte, der Hofhund schlägt an. Die Einsame horcht auf — nichts regt sich. Vielleicht war's ein Knecht, der von späten Liebeswegen heimschleicht? Oder eine Täuschung ihrer erregten Nerven? Es sind ja alle längst zur Ruhe gegangen.

Nur sie allein kann keine finden. Wie wäre dies auch möglich? Unter dem gleichen Dache schläft der, der ihre Jugend vergiftet, ihre besten Jahre zur Hölle gestaltet. Graue Bilder erstehen: Arbeit, nichts als Arbeit, Sorgen ums tägliche Brot und trotz allem stets Schwinden des Wohlstandes. Und da die Kette klirrend absprang, sie sich frei entfalten konnte, geborgen in der warmen Liebe eines echten Mannes, im friedvollen, gesegneten Schaffen, steht die Vergangenheit auf. Tote werden lebendig, eine rauhe Hand streckt sich besitzergreifend aus nach ihres Lebens höchsten Gütern. Doch nur für eine karge Stunde, dann ein dumpfer Fall—Blut—.

Und nun haben sie ihr den Liebsten genommen.

Nie hat sie ihren Thomas so geliebt wie in dieser Stunde, nie mit unendlichem Danke so wahr gefühlt, wie beglückt sie in ihrer zweiten Ehe gewesen. Da wieder — sie fährt auf, das Geräusch wiederholt sich. — Ein Schrei, ein gellender, markerschütternder Schrei. — Sind denn alle Geister der Finsternis in diesem unseligen Hause wach geworden?

Therese ist eine starke Frau, alles Zagen ist urplötzlich von ihr gewichen. Sie springt auf, kleidet sich notdürftig an, macht Licht. Und nun wie in höchster Not ein Brüllen, das nichts Menschliches an sich hat.

Herrgott, aus Gertruds Kammer dringen diese unnennbaren Laute des Grauens.

Im Nachtgewand durchrast sie den Gang, irgendein schwerer Gegenstand fällt mit dumpfen Gepolter, stösst schmerzend an ihr Schienbein. Sie reisst die Tür auf, zwei ineinanderverkrampfte Gestalten kämpfen keuchend miteinander, überhören ihren Eintritt. Die Taubstumme ist jung und stark, muss aber dem überlegenen Gegner weichen. Er hat sie mit zwingender Faust gepackt, versucht, ihr mit der Rechten einen Knebel in den Mund zu stecken, während die Linke den Beutel des Heimkehrers hält.

"Raub!" fährt es Therese durch den Sinn. "Hilfe! Hilfe!" schreit sie mit voller Lungenkraft. Der Einbrecher lässt das halbbetäubte Opfer fahren und wendet sich mit jäher Wut gegen den neuen Feind. Sie spürt einen lähmenden Stoss, der ihre Schulter schmerzhaft trifft, aber sie ruft, schreit unaufhörlich. Nunmehr gewinnt auch Gertrud die Besinnung zurück, und da der nächtliche Besucher sich von zwei Seiten bedrängt sieht, noch dazu in der Dunkelheit, versucht er fluchend durchs Fenster das Freie zu gewinnen.

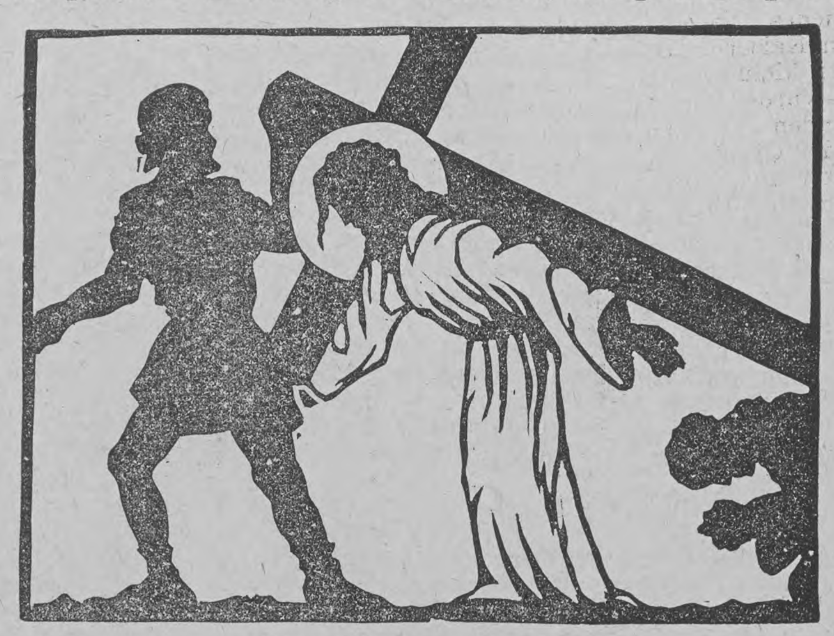
Doch der Lärm hat das Gesinde geweckt. Notdürftig bekleidet, erscheint der Grossknecht, andere folgen. Ein wildes Ringen, sie reissen ihm die schwarze Larve vom Gesicht. Ein Ruf des Erstaunens, des Abscheus, der Entrüstung. Ein junger Gärtnergehilfe ist's, ein Dorfkind, dem der Wunsch nach rasch erworbenem Reichtum Ehre und Gewissen betäubte.

Widerstandlos, trotzig lässt er sich fesseln.

Thereses Hände suchen einen Halt, sie bricht lautlos zusammen. Zuviel ist auf sie eingestürmt. Die ungeheure Erregung der letzten Stunden hat sie erschöpft, und nun der aufregende Kampf mit unbekannten Gewalten um Tod und Leben. Eine mitleidige Ohnmacht entzieht sie allen Ereignissen.

Auch Gertrud ist allein mit zerrauftem Haar und zerfetztem Nachtgewand. Der straffe Beutel, um den der Kampf ging, ist in ihrer Hand. Blut klebt daran. Erst jetzt sieht sie, dass es aus ihrer Hand rinnt.

Die Stunden, die nun folgen, gehören zu den schwersten im Leben des trotz aller Leibesschönheit so armseligen Mädchens. Schwer, doch siegreich ringt das Gute mit dem Bösen. Mit tiefer Beschämung muss sie erkennen, wie grossherzig die



Der Kreuzweg

gehandelt, an deren Schmerz sie sich geweidet, die sie feige im Stich gelassen. Hat der Bruder leidvolle Heimkehr halten müssen, auf dass in ihre Seele leidvolle Einkehr einziehe? Dass ihre Seele frei würde von irdischer Liebe, Hass und Leid? Durch dunkle Abgründe emporsteigen zum seligen Licht umfassender, verzichtender Liebe?

Als Therese an der Grenze des Erwachens steht, gaukelt ein holdes Traumbild vor ihren noch undämmerten Sinnen. An ihrem Bett sitzt Thomas mit seinem treuherzig guten Gesicht, geht auf leisen Sohlen und legt einen kühlen Umschlag auf ihre Heisse Stirn. Sie schliesst die Augen, um das lichte Erleben nicht zu verscheuchen, und schläft lächelnd hinüber den Schlaf der Genesung.

Als sie nach den Stunden heilsamer Erquickung aufwacht und langsames Begreifen kommt, muss sie sich die Augen reiben, um die beglückende Wahrheit zu erfassen. Thomas hat den Arm um ihren grossen Jungen gelegt, mit dem Fuss setzt er sacht die Wiege in schaukelnde Bewegung. Thomas ist da, frei. — War alles ein böser Traum?

"Thomas!" Es klingt nur wie ein Hauch, aber der Mann hat es gehört.

Mit einem Jubelruf kniet er an dem Bett der geliebten Frau, birgt sein Haupt in ihren Händen. Und das leidgestählte Weib lauscht mit dankbaren Lächeln seiner kurzen, schlichten Erzählung: Gertrud war, von Gewissensbissen gequält, schon am frühen Morgen zur Stadt gefahren, hatte dort ihre entlastende Aussage zu Papier gebracht. Und nun ist er frei, makellos, kann für immer bei ihr bleiben. Bei ihr und den Kindern. Da ist alles Erlittene vergessen und vergeben und ein dankbeseelter Blick grüsst das Kreuz im Herrgottswinkel.

Päpste und Fürsten

Einer unserer Leser hatte eine Auseinandersetzung mit Nichtkatholiken, die ihm zu beweisen suchten, dass die Lebensverhältnisse für das Volk am schlechtesten waren, als die römischen Päpste über Kaiser und Fürsten regierten. Der Leser bat uns, diese Frage im Marienboten zu beantworten.

Die Antwort ist eigentlich nicht lang. Sie heisst: Es gibt kein einziges Jahr in der Weltgeschichte, in dem ein Papst vollständig über Kaiser oder Könige oder Fürsten ausserhalb des Kirchenstaates geherrscht hat.

Weltliches Oberhaupt—nicht über die Welt mit ihren Kaisern, Königen und Fürsten, aber über einen kleinen eigenen Staat in den Grenzen Italiens—wurden die Päpste im Jahre 754. Politisch standen die Päpste damals unter — nicht über — der Oberherrschaft der fränkischen Könige, später unter derjenigen der deutschen Kaiser. Und diese Kaiser und Könige, selbst die kleinen Fürsten, beherrschten die Kirche so weit, dass sie sich selbst das Recht nahmen, Bischöfe und Pfarrer zu bestimmen und einzusetzen. Die Folge davon war, dass vielen, die garnicht zum Priestertum berufen waren, aus Verwandtschaftsrücksichten oder politischen Gründen Bistümer und Pfarreien überlassen wurden. Derartige Bistums- und Pfarrverwalter hatten selbstverständlich — sehr zu ungunsten des Volkes — mehr ihr eigenes Wohl im Auge als das Heil der Seelen.

Papst Gregor VII. begann mit diesen Missständen aufzuräumen. Sein Ziel war, die Kirche von aller weltlichen Einmischung und Beherrschug zu befreien. Die Kirche sollte selbständig werden, um selbständig zum Wohl und Heil des Volkes arbeiten zu können. Papst Gregor VII hatte nicht nur eine freie, er hatte aber auch wirklich eine herrschende Kirche im Sinn. Dieses Herrschertum sollte aber nicht selbstsüchtige Herrschaft sein. Es sollte die Herrschaft Christi und seiner Gesetze über alle Welt ausdrücken.

Wollte der Papst in der damaligen Zeit Freiheit in seiner religiös-sittlichen und sozialen Arbeit unter Volk und Fürsten haben, dann musste er auf eine gewisse politische Macht in der Welt bestehen. Mit ihr konnte er sich gegen Könige und Fürsten wehren, die immer noch versuchten, Freunde aus Verwandtschafts- und aus politischen Kreisen mit Kirchenämtern zu ihrem eigenen Vorteil zu beschenken.

Diese Kirchenmacht, die unter Innocent III. (1198-1216) ihren Höhepunkt erreichte, ist niemals so weit gewesen, dass der Papst uneingeschränkt über Kaiser, Könige und Fürsten gebot. Der Papst war Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche und selbständiger Fürst des Kirchenstaates, der im Bereich Italiens lag. Was die einzelnen Könige und Fürsten in ihren eigenen Ländern machten, unter welchen Umständen die Völker ihnen dienen mussten und wie das Recht der Untertanen gewahrt wurde, darüber hatten die Päpste — ausser in ihrem eigenen Lande — nichts zu entscheiden. Die Behauptung also, die Lebensverhältnissse des Volkes unter der Oberherrschaft der Päpste über Kaiser, Könige und Fürsten, ist ungeschichtlich. Blättern wir nur etwas in den Büchern der Weltgeschichte, dann sehen wir nur zu deutlich, wie gerade die Päpste immer wieder durch Reformen, durch Briefe, Verordnungen und Stiftungen für Krankenhäuser, für von Hunger und Seuche heimgesuchte Länder, durch Armenhilfe und durch Eintritt für die Rechte der Untertanen um das soziale Wohl der Menschheit besorgt waren.

Der heilige Joseph

Es gibt laute und stille Naturen. Die lauten machen viel von sich reden. Im guten Sinn natürlich. Sie sagen: "Man muss sich selbst behaupten, Ellbogenfreiheit erkämpfen und auch bewahren. Man darf das Gute, das wir schaffen, nicht in Truhen und Schachteln verbergen; nein, die Welt soll sehen, dass Gutes und Grosses von uns geleistet wird." Diese Leute nehmen das Wort Christi für sich: "Ihr seid das Licht der Welt. Lässt man sich ein Licht bringen, um es unter den Scheffel zu stellen, und nicht viel mehr auf den Leuchter, damit man beim Eintreten das Licht auch sieht?" Die Meinung hat gewiss alles für sich, so lange sie Gott und Gottes Sache auf ihre Art und Weise ehrt. Eine grosse Hubkraft fürs Gute ist ihr eigen. Aber nicht ausschliesslich. Auch die stillen Naturen zeigen ein kraftvolles Wirken, wenn es auch der grossen Oberfläche der Welt verborgen und unbekannt bleibt, wenn das Licht nicht auf dem Scheffel steht. So eine Natur war Sankt Josef, still, pflichtbewusst, entschlossen, männlich, selbstlos und treu.



Der stille Heilige! — Ohne alle Vorgeschichte, wie übrigens auch die Mutter Gottes Maria, tritt er als Verlobter der zukünftigen Gottesgebärerin im Evangelium des Lukas und Matthäus auf. Nur wenige Mal wird sein Name erwähnt, und nachdem der Evangelist berichtet, wie Jesus mit Maria und Josef nach Nazareth gezogen und ihnen untertan war, ist es ganz still um den Nährvater Jesu geworden. Wir wissen nicht, wie lang er lebte, wann er starb, — — ein stiller Heiliger. Aber bei ihm fühlte sich Gott geborgen. Ihm hat er die grössten Geheimnisse anvertraut. Die Menschwerdung Gottes, die Geburt aus Maria, der Jungfrau, die Gottesmutterschaft Mariens, das Familienleben mit einem köstlich echten Menschenkind, das zugleich Gottessohn ist: solche Wunder spielen sich unter seinem Schutz, in seiner Gegenwart ab. Kein Mensch, Maria ausgenommen, steht den grössten Geheimnissen Gottes so nahe; keiner hat wie er den Auftrag des Allerhöchsten, ihnen ganz nahe zu bleiben, wie er. Keiner ist so Gott verbunden, wie er. Bei seinem Heiligen, auch beim grössten Mystiker nicht, sind Gottes Geheimnisse so das tägliche Brot, der tägliche Gedanke, wie bei ihm; keiner bewegte sich so im Uebernatürlichen wie Sankt Josef. Und alles ist so voller Realität, voll göttlicher, geistlicher Wirklichkeit, und dazu so überraschend einfach und göttlich. Zwischen Gott und seinem Ich spielt sich ein ganzes Leben ab. Gott selber hat die Ordnung der Dinge so eingestellt, Er selber hat Josefs Lebensrahmen so gespannt, dass in diesem schützenden Kreis Himmel und Erde einander so nahe und so lange berühren.

Und bei diesem wunderbaren Inhalt seines Lebens, bei dieser Fülle göttlicher Realitäten in nächster Umgebung bleibt er dennoch der stille, einfache, selbstverständliche Mensch einer elementaren Gottverbundenheit. Sankt Josef, von früh bis spät bist du an der Hobelbank gestanden, um das tägliche Brot zu verdienen für Mutter und Kind. "Und das Kind—ich glaube fast, du bist zu schüchtern geewsen, um es kosend in deine Arme zu nehmen, zu sehr erschüttert von heiliger Ehrfurcht. Wahrscheinlich hast du es für selbstverständlich gehalten; heimlich und verstohlen am äussersten Rand, im Hintergrund der unbegreiflichen Ekstasen zu bleiben, die aus dem Verkehr der wunderbarlichen Mutter mit dem himmlischen Kind herausbrachen, wie du es für selbstverständlich hieltest, die feindseligen Stösse des Lebens und die Schläge des Schicksals, die sie bedrohten, auf deinen starken Mannesschultern allein aufzufangen. Und nachdem du das Unüberwindlichste überwunden und das Härteste durchfochten, wehrtest du mit erstaunter Miene den Dank ab, das sei doch gar nicht der Rede wert, und übrigens hätte sich doch alles von selber gemacht — dank der Vorsehung des Vaters im Himmel." (R. Pfleger.)

Aber das Werk der Vorsehung warst du, heiliger Josef! Der

pflichtbewusste, treue Behüter der reinsten Jungfrau, der Gottesträger und Beschützer des göttlichen Kindes, das von Gott gesetzte Haupt der heiligen Familie zu Bethlehem, zu Nazareth und im fernen heidnischen Land am Nil. Es liegt auf deinem Tun und Handeln etwas wunderbar Ruhiges, Stilles, aber ebenso auch Entschlossenes, Mannhaftes, eine Hingabe ohnegleichen, und eine Liebe, die nur Gottessohn und seiner heiligen Mutter geweiht ist und selbstlos treu und kraftvoll und restlos bis auf die letzte Linie gehalten wird. Eine Freude ist es, in pietätvoller Erinnerung deinen Schritten nachzugehen, in Gedanken dich zu begleiten an deine Arbeit, auf dem Bauplatz der einfachen morgenländischen Häuser dem Zug deiner Säge, den Hieben deiner Axt zu lauschen. Woran dachtest du in den langen Stunden deines Schaffens? An was anderes als an Jesus und Maria, soweit dies immer die Inanspruchnahme deines Berufes gestattete. Uebrigens war ja deine Berufsarbeit ureigen für Gott getan. Ein Genügen ist es, in Gedanken mit dir zur Flucht aufzubrechen und des Engels Befehl in deiner Ausführung nachzuerleben. So rasch, so klug, so sicher ziehest du erstmalige, unbekannte Wege, als ob es an dein Handwerk ginge. Ist es nicht aufs neue eine geistige Genugtuung, den zur Heimkehr ladenden Engel zu vernehmen, mit dir zu raten und mit dir zu gehen, nicht mehr nach Bethlehem, sondern ins stille Städtchen Nazareth, weil du dort das göttliche Kind am sichersten weisst? Wieder so unproblematisch, so einfach ist dein Denken und Handeln, immer nur Gott und du reden miteinander. Nichs —gar nichts darf sich dazwischen drängen, und in dieser Gottverbundenheit geht dein Leben auf, das äussere und das innere. So stehst du, stiller, grosser Heiliger, doch als leuchtendes Licht von grösster Helligkeit auf dem Scheffel. Du wolltest es nicht, aber Gott hat uns durch sein Evangelium, so kurz u. wenig es über dich spricht, dich, den armen Zimmermann, als ganz grossen Stern am Heiligenhimmel geoffenbart: du bist der Mann und Patron unseres inneren Lebens.

In dem Gottverbundensein liegt das erste und eigentliche Programm unseres Daseins. Christushüter, Christusgeleiter sein ist unser Christenberuf, wie immer auch die Lebenswege gehen. Christus wird uns so oft zwischen Geburt und Tod anvertraut. In der Taufe, in der heiligen Eucharistie, in jedem Sakrament, das wir würdig empfangen. Seine Person, seine Wahrheit und seine Gnade ist uns geworden. Wir sind die Christusträger unserer Zeit, wenn der Glaube und die Liebe zu Gott uns beseelt, wenn Christi Geist, der Heilige Geist, mit uns ist wie er mit Sankt Josef war. Das ist unsere Verantwortung, aber auch unser Glück. Diese Bindung des Menschen an Gott ist vom Allerhöchsten selbst gewollte Ordnung. Niemand hat das Recht, sie zu stören, sie zu lockern. Die Sorge dafür ist Gewissenspflicht, und über das Gewissen hat weder die Obrigkeit noch irgend einer die Macht. Gewissensfreiheit und -treue ist ureigene Sache des Menschen. Wird diese Ordnung auf der ganzen Front unserer Handlungen durchgeführt, dann wächst auf diesem fruchtbaren Boden des Menschen Glück, ein Glück, das nicht an Palast und Reichtum gebunden ist, das aber auch Besitz und Wohlhabenheit adeln kann. Im Häuschen von Nazareth und in der Werkstatt des Josef war es zu Hause in ganzer Fülle. Grösseres Glück war nie je einmal in ein Heim eingezogen als mit der heiligen Familie unter Josef, dem Zimmermann.

Manch einen, der auf Aeusseres und Aeusserlichkeiten pocht in unserer Zeit, wo jeder nach Geltung schreit, dürfte das Glück und das Leben des heiligen Arbeiters von Nazareth nachdenklich machen. Es gibt vielbelobte Dinge, die welken wie Gras, und andere, unbeachtete, haben Ewigkeitswerte und wachsen mit uns ins Grosse und Ewig. Sie holen keinen Rekord bei der Welt, aber vor Gott fallen sie in die Waagschale. Ein Lebenswert dieser kostbarsten Art war die Sorge und die Arbeit des heiligen Josef.

Es lehrt die Bibel

Handelt es sich um wichtige Dinge , so bleibt manchmal nichts anderes übrig, als sein Recht vor Gericht zu suchen. "Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt." Führe den Streit mit gerechten Mitteln, und halte dein Herz von Rachsucht frei! Bei einem Vergleich zeige dich nicht verstockt auch wenn du etwas nachgeben musst. Sich vertragen und sich einigen, das ist das Beste. Das geht hervor aus folgender Stelle der Heiligen Schrift, die wenig bekannt ist: "Verzeih deinem Nächsten, wenn er dich beleidigt hat; dann werden auch dir, wenn du bittest, deine Sünden nachgelassen. Ein Mensch bewahrt den Zorn wider einen andern—und sucht bei Gott Vergebung! Mit einem Menschen, der seinesgleichen ist, hat er kein Erbarmen und bittet gleichwohl um Verzeihung für seine Sünden!" (Sir. 28, 2—4.)

Hast du jemand weh getan
Und du hörst ein frommes
Läuten,
Denke, o gedenke d'ran:
Seinen Tod könnt' es bedeuten.

Geh' ihm nach und bitte ab —
Bis du ihm das Herz erweichest,
Dass nicht einst an seinem Grab
Zagend du vorüber schleichest.

Materialismus

Von P. Jos. Schneider O.M.I.

Eine Uebersetzung dieses Fremdwortes ist "Stoffmenschentum". Was bedeutet es?

Es bezeichnet jene Geistes- und Herzensrichtung, die der Materie d. h. dem Geld, dem Fleisch, der Maschine vor allen höheren Dingen den Vorzug gibt. Sie setzt die Leibesgüter den Geistesgütern voran; die Schätze der Erde den Schätzen des Himmels; die Genüsse der Sinne den Freuden der Uebernatur. Der Materialismus ist demnach eine Umstellung aller Werte; eine grosse gottwidrige Unordnung. Was sein Wesen ausmacht, ist die verkehrte Einstellung der Liebesgewalt im Herzen. Wie Augustinus († 430) es so schön beschrieben hat. "Der Wert oder Unwert eines Menschen hängt vom Gegenstand seiner Liebe ab: sind die Güter, die er liebt, irdisch, wird er selber erdhaft in seinem Wesen; sind sie himmlisch, dann wird er selber himmlisch; sind sie geistig, dann wird er geistig; sind sie fleischlich, wird er zu Fleisch wie die von der Sündflut verschlungenen Menschen". Diese Worte des grossen Kirchenlehrers erklären das tiefste Wesen einer jeglischen Weltanschauung, auch der des Materialismus. Erdhaft und fleischlich ist das Denken und Sinnen der Stoffmenschen; erdhaft und fleischlich ihre ganze Persönlichkeit. Sie haben sich wie gophers tief in die Erde vergraben; ja, sie sind noch schlimmer als diese Tierchen. Denn der gopher liebt das Sonnenlicht und die Wärme vom Himmel her. Der eingeschworene Materialist hasst jeden Lichtstrahl von oben; sein Blick reicht nur bis an die Wolken und den Grabeshügel. Kommt ein Freund Gottes und der Ueberwelt mit ihm in Berührung, wird es ihm gleich elend zumute. Er merkt sofort, dass zwischen ihren Seelen unüberbrückbare Abgründe gähnen. Er fühlt sich wie ein Reisender, dessen Schiff in die Nähe der Eisberge hineingerät. Riesige Temperaturstürze sind die Folge, und ein jeder greift wie von selber nach einem wärmenden Mantel.

Ist die materialistische Verirrung weit verbreitet oder ist sie eine Seltenheit? Um das recht zu beantworten, müssen wir bedenken, dass jede Krankheit milde und scharfe Formen annehmen kann. Im milden Sinne sind wir alle mit einer gewissen Neigung zum Stoffmenschentum behaftet. Sie ist eine Folge der Erbsünde. Vor dem Fall der Stammeltern pendelte des Menschen Sehnen und Trachten stark und unerschütterlich um Gott und die jenseitige Welt; unbeirrt, wie die Magnetnadel um den Pol. Die Sünde hat der Menschennatur vier grosse Wunden geschlagen. Alle zusammen wirken sich aus in einer Art Ablenkung von oben. In einer gewissen Unempfindlichkeit und Uninteressiertheit gegen höhere Güter. In einem angeborenen Stumpfsinn gegen göttliche Wahrheiten und Gegebenheiten. In einer bosartigen Feigheit in deren Eroberung und Verteidigung. Dazu kommt ein fieberhafter Drang zur Unmässigkeit im Gebrauch sinnlicher Güter; alles in allem ein grosses Elend! Und es nimmt selbst den besten unter uns einen langen, bitteren Kampf, um mit der Gnade Gottes das Uebergewicht des Geistes über die Sinneskräfte in etwa wiederherzustellen.

Um so schlimmer steht's mit dem, der wissentlich und überlegt die höhere Würde und Bedeutung der geistig-göttlichen Güter leugnet, sie beiseite schiebt und sich einseitig der Verfänglichkeit und Pflege der niederen Werte überlässt. Es ist ein Prozess, der mit innerer Versklavung endet. Es gibt leider viele, die dieser Ansteckung erliegen. Man findet sie überall. Wer kennt nicht Männer und Frauen, die das Ehegeschäft rein diesseitig als rein persönliches Vergnügen betrachten und jede höhere Verantwortung darin leugnen. Wer weiss nicht von Vätern und Müttern, die ihre Kinder nur als Fleischklumpen betrachten und behandeln? Wer hat nicht Arbeiter getroffen, die an nichts andres glauben als an beef-steakes und Hühnersuppe? Wer wüsste nicht von Modedamen zu erzählen, deren Dasein sich erschöpft im Kleiderwechseln, physical exercises und 5 o'clock tea? Wir alle kennen Geschäftsleute, die ganz und gar in Verehrung und Anbetung des allmächtigen Dollars aufgegangen sind. Und wir alle stossen gelegentlich zusammen mit party-heelers (Parteimännern), die von nichts anderem träumen als von einem guten job, und mag dabei das Volk zum Teufel gehen. Und in den sogenannten "höheren Kreisen" bietet sich genau dasselbe traurige Bild. Geh nur einmal an die Universität und du wirst "Gelehrte" treffen, die einmal von Häckel und Nietzsche und Freud gehört haben. Was ist ihnen der Mensch? Nur ein besserer Aff und ein gemeiner Verdauungskanal. Was ist ihnen die Religion? Nur ein Ausfluss des Geschlechtstriebes! Vielleicht kommst Du auch einmal in ein General Hospital. Schau dir da gewisse Aerzte an und verschiedene Krankenwärterinnen. Denen ist deine kranke Frau oder dein sterbendes Kind nur eine Maschine; ein seelenloses Gewebe von Muskeln und Knochen. Die rechnen nicht im geringsten mit dem Einfluss höherer Kräfte auf den Entwicklungsgang der Krankheit. Und vom Priester am Sterbebett wollen sie nichts wissen: wenn er sich naht, wird er mit feindlichem Blick empfangen

und als unwillkommener Gast mit rollenden Augen von der Seite angeglotzt, als wollte man ihm sagen: "Was du bloss hier zu suchen hast!"

Von all dem magst du schliessen, wie dick und dicht die Keime der materialistischen Geisteskrankheit in der Luft herumwirbeln! Sie ist wie eine moderne Pest, die unser Gesellschaftsleben vergiftet. Sie ist in der Tat unser Zeitgeist, der uns wie ein dicker Nebel umpanzert und umdüstert und die Freude am Ueberirdischen und Uebermenschlichen nicht aufkommen lässt.

Willst du eine richtige Probe davon haben, dann nimm nur eins der grossen magazines in die Hand oder eine tägliche Zeitung aus der Generalanzeigerklasse. Oeffne sie; blättere darin herum: und von jeder Seite dringt da wie ein Wirbelwind der krasseste Materialismus auf dich ein; wie unreine Stickluft raubt er dir fast den Atem. Die Leitartikel wissen nichts zu berichten als von Politik, Geldwirtschaft, Wegebau und Verwaltung. Die Geschäftsreklame empfiehlt nichts als rein irdische Bedürfnisse. Mittel für Leibespflege und körperliche Gesundheit: Wein, Bier, Schnaps und Tabak. Was da der arme Erdenwanderer nicht alles braucht für eine schöne (kissable) Haut, ansprechende (seductive) Lippen und Beine! Laxatives und vitamins werden aufgedrängt, Kleider und Matratzen, summer and winter resorts; corsets and hope chests. Nur gelegentlich mal und ganz selten ein Wort von etwas Christlichem wie ein verirrtes Blümchen zwischen Pflastersteinen am Strassenrand. Und die Bücherbesprechung: sie bringt kaum etwas Schöngeistiges; aber um so mehr Plattheiten, Liederlichkeiten, Falsches, Irriges, Verführendes. Und der Nachrichtendienst: fast nur Schiesserei, Rauferei, Mord, Ehescheidung und Verbrechen. Und die "Helden" dieser Blätter? Sport- und Theatergrössen von zweifelhaftem Charakter; Menschen mit grossen Titeln und dicken Bankaccounts. Die Bebilderung ist natürlich dem Ganzen angepasst: selten etwas Erbauendes; aber entsetzlich viel Zeug, das einer unverdorbenen Seele die Schamröte auf die Wangen treibt. Der Materialismus legt halt überall rein irdische Masstäbe an; kein Wunder, dass dabei ein ekelhaftes Gemenge von Habsucht, Genusssucht und Ehrsucht herauskommt; in erschrekkendem Gegensatz zu dem, der gesagt hat: "Ich bin nicht von dieser Welt." Wäre es da nicht viel besser, wenn in gerechter und schöner Verteilung Leib und Geist in schöner Mischung ihren Anteil an Raum und Druckerschwärze erhielten?; so freilich, dass das Geistig-Geistliche stets den Oberton und das Obergewicht behielte?

Der Materialismus ist ein Ideenkreis, ein ganzes System, eine Organisation; ja, ein ganzes Reich. Er hat seine Vertreter und hartnäckigen Verfechter. Er benutzt alle Mittel, um sich zu behaupten; nistet sich in der glaubensfeindlichen Schule ein, um sich planmässig grossziehen zu lassen. Er ist die civitas diaboli auf Erden neben der civitas Dei. Seit dem Fall der Engel und der Sünde Adams laufen sie in Gottes Schöpfung neben einander her: wie die Schienen auf der Eisenbahn. Zusammen kommen sie nie. Stehen sie sich doch einander gegenüber wie Feuer und Wasser; wie Wärme und Kälte; wie Nacht und Licht; wie Himmel und Hölle. Und das heisst für uns: entweder das eine oder das andere; beide zusammen nie! Wie sagt doch der Heiland? "Wer nicht für mich ist, ist gegen mich; wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut!"



Armut

Herr, lässt du die Versuchung auch
Mir durch das Leben ziehen,
Gib meinem Willen starken Mut,
Kraft—redliches Bemühen!
Dann kann ich rein vor deinen Thron
Mein Herz dereinstens tragen.
Wie du es gabst, bring ich's zurück, —
So darf zu dir ich sagen.

* * *

Nicht durch eigene Kraft können wir etwas ausdenken; unsere Tätigkeit kommt von Gott.—2. Cor. 3, 5.

KLEINIGKEITEN

Im Zentralbüro des grossen City-Kaufhauses munkelte man sich gegenseitig recht merkwürdige Dinge zu. Mister Gilmor, der langjährige Buchhalter, hat, was niemand bisher auch nur geahnt hätte, um Urlaub gebeten, und zwar um einen mehrwöchigen. Es hiess, Gilmor wolle eine grössere Seereise machen. Mit Rücksicht auf die Tatsache, dass er in den mehr als zwei Jahrzehnten nie einen Urlaub beansprucht hatte, kam man ihm entgegen und gewährte seine Bitte.

"Und lassen Sie auch etwas hören, drüben von der alten Welt!" meinte der Chef.

Und Gilmor schickte tatsächlich Grüsse. Nicht nur von Europa, auch von asiatischen Häfen. Im Zentralbüro des Kaufhauses schüttelten sie die Köpfe, tuschelten noch mehr und munkelten noch geheimnisvoller. "Er müsse eine grosse Erbschaft gemacht haben" meinten die Harmlosen. "Er führe ein Doppelleben" äusserten andere und deuteten damit dunkle Verbindungen an.

Gilmor war ihnen ein Rätsel geworden. Und er kam wieder zurück. Denn auch eine noch so weite Reise nimmt einmal ein Ende. Als er sich beim Chef des Hauses meldete, hielt ihn dieser nach der Begrüssung zurück und sagte: "Gilmor, bitte, ein offenes Wort! Aus welchen Mitteln konnten Sie dies unternehmen? Ich habe ein grösseres Einkommen wie Sie, verfüge vielleicht auch über ein grösseres Vermögen. Aber Sie?"

Gilmor lächelte und meinte: "Allright! Sie sollen es wissen. Sie werden festgestellt haben, dass die Bücher und Banknoten in Ordnung sind. Ich merke, die Frage soll mehr ein aufgekommenes Misstrauen beseitigen. Gut, so hören Sie: Ich hatte vor mehr denn 30 Jahren plötzlich die Idee, mir einmal ein ganzes Jahr Tag für Tag jedes 5 Centstück, also die kleinste Münze, die mir persönlich in die Hände kam, bei Seite zu legen. Als das Jahr herum war, war ich überrascht, welch eine Summe sich da anhäufte. Ich setzte meinen Spleen ein weiteres Jahr fort und noch eins und noch eins. Und nach nahezu fast vier Jahrzehnten verfüge ich über eine Summe, die mir die Reise gestattete, die ich jetzt beendete."

"Nicht möglich? Gilmor. Yes, Kleinigkeiten! wir beachten sie nicht."

Liebe Leser! Ich habe, als ich die Geschichte las, — sie soll sich wirklich ereignet haben, — darüber nachgedacht. Hat sie nicht einen tiefernsten Sinn? Sind es nicht auch im Leben der Christen gerade die kleinen unscheinbaren Dinge, die wir nicht beachten und die sich doch im Laufe oft nicht nur unangenehm, sondern sogar verhängnisvoll auswirken? In der Tat! Wie im irdischen, so auch im geistigen Leben. Wer sparen will, kann dies meist nur mit kleinen Beträgen. Aber er wird, wenn er es feste durchführt, doch im Laufe der Jahre zu einer grösseren Summe kommen. Wollen wir im religiösen Leben vorwärtskommen, so werden wir es nur fertig bringen, wenn wir zu allererst den Vorsatz fassen, die kleinen Unvollkommenheiten im alltäglichen Leben zu bekämpfen. Es hat noch keinen Heiligen gegeben, der sich nicht zunächst bemüht hätte, erst ein guter Mensch und Christ zu sein, erst mit den kleinen lässlichen Sünden aufzuräumen und so Stufe um Stufe in der Vollkommenheit vorwärts kam. Im 11. Kapitel des ersten Buches der "Nachfolge Christi" des gottseligen Thomas von Kempen steht es: "Ueberwindest du Kleines und Leichtes nicht, wie wirst du Schweres meistern?" Und "wenn wir jedes Jahr nur einen Fehler ablegen, wie bald würden wir vollkommene Menschen sein!"

Eine Visitenkarte des Todes

An einer theologischen Hochschule hatte das Wintersemester begonnen. Ein ehrwürdiger Priestergreis trat auf den Katheder und wollte eben seine Vorlesung beginnen; da wirbelte der Herbstwind ein fahles Blatt, das draussen von einem Baum fiel, durch das Fenster und liess es ausgerechnet vor dem Professor auf dessen Pult niederfallen.

Die Studierenden verfolgten mit jugendlichem Interesse den ganzen Vorgang und fingen zu lachen und zu kichern an, als dann schliesslich das Laub auf den Papierblättern, die der Gelehrte vor sich aufgeschlagen hatte, liegen blieb.

"Was wird wohl der alter Herr mit dem Blättchen anfangen?" — Diese Frage lag auf den Gesichtern aller Hörer. Wird er es stillschweigend unter den Katheder wischen? Wird er einen trokkenen Witz über den Vorfall machen, wie es manchmal seine Art war, und dann wieder in seinem Thema fortfahren?

Und richtig, der Professor nahm das Blatt bedächtig in seine blasse, knöcherige Hand, schaute es lange an und zeigte es dann seinen Schülern mit den tiefsinnigen Worten: "Eine Visitenkarte des Todes!"

Mit einem Male war das Lachen verstummt, und feierlicher Ernst malte sich auf den Gesichtern der Studenten; als der alte Herr unter Hinweis auf das dürre abgefallene Blatt auf die Vergänglichkeit des Lebens hinwies, auf seinen eigenen Tod, der ihm, als alten Mann vielleicht schon bald bevorstehe und auf die Tatsache, dass wir alle einmal sterben müssen, auch die Jugend, die oft die Visitenkarten des Todes nicht erkennen und beachten will und für diese vielleicht nur ein überlegenes Lächeln übrig hat. Doch der Tod kümmert sich um dieses nicht. Er rückt uns jede Stunde näher und hört nicht auf, uns immer wieder andere Visitenkarten zuzusenden, ob es uns angenehm oder erwünscht ist oder nicht.



VOM Schusterseppel

Liebe Leser und Leserinnen:

Mir alle tun wiesse, desch mir vor die Ostren sein. Und vor die Ostren tun mir gude Katholike faste und kein Tanz net abholle. Solles hen mir von unsre Kerch und von unsre Grossväter gelernt, und solles wolle mir auch zu unsre Kinner zeige. So tut's denn faste, solles werd eich gut tue.

Ich hen eimol ein Freind g'hat was ein guder Mann gewest is mit ein gudes Herz. Mit das Faste is er ober niemols net Freind gewest. "Solles kann ich net stände", hot er ollemol g'sogt und hot gefutert wie ein Ross so plenty. Und vonwege weil er viel gefutret hot, aus solle Ursach is er auch fiess fett gewest. Sein Hals is grad wie der Hals von ein Stier gewest, und sein Bauch so ausgewochse, desch seine Fiess sollen Bauch gornet hen schleppe kenne. Und ein Durscht hot der Beitz Florian—solles is sein Nome gewest—g'hat, wie kein anrer von meine Freind net. Vonwege weil der Florian gut abgewest is, aus soller Ursach hot er niemols net Wasser gejust fier sein Durscht. Do hot's nur immer Bier gebe. Bier vor dem breakfast und Bier noch'm breakfast. Bier vor und noch dem Dinner, Bier uf'n Nochmittag, vor'm supper und noch'm supper. B'soffe is er ober niemols net gewest. Grod desch er arg viel gesse und getrunke hot.

Eimol uf die Fastenzeit hen ich ihn b'sucht. Es wor noch'm dinner gewest. Wie ich in den Florian sein Haus h'neinkomme bin, do hot der Florian vor'm Tisch g'huckt und hot gelunched.

"Tut's ihr denn gornet faste?" hob ich ihn gefrogt. Do hot er mir zurieckgeantwort, wie desch er die Kerch gut in Ehre holle tut, ober mit das Faste tut die Kerch doch ein mistake moche. "Solles tut die gude Katholike von der Kerch wegtreibe. Und vonwege weil wir bei diese schlechte Zeit arg viel gude Katholike breiche tue, aus soller Ursach sollt's die Kerch mit die Katholike holte und desch Fastgebot abschoffe." So hot der Florian zu mich gesproche und hot sein lunch ganz uffg'gesse.

Ein poor Tag später is dem Florian ober ein Unglieck gepassiert. Uf einer party hot er noch dem chickensupper so viel pie gesse, desch er krank worde is. Sein Moge hot ihm so fiesse troubles g'mocht, desch er hot miesse ins Bett h'nein. Und dorten hot er g'lege und hot geschnauft wie ein engine.

Wie er so mit seine Krankheit dogelege hot, do is an einen Nochmittog sein Weib ganz ufgeregt in sein Zimmer komme und hot g'sogt:

"Florian", hot sie g'sogt, "unser schwarzes Ross tut kaputt gehe. Ich weiss kein Rot net, ober es tut net fresse und tut uf'm Bode lege und schnaufe und tut ein fiess geschwollenen Bauch hobe."

"Desch Ross? Desch schwarze?" hot der Florian geschriee, "was tust dostehe, Alte. G'schwind lauf h'nieber zum Reiter Michel und tu ihn herbringe und dem Ross nochschaue. G'schwind, eh desch mir desch Ross kaputt gehe tut."

Der Reiter Michel is ein Farmer gewest, was net viel uf der Farm georbeit hot. Vonwege weil er sich gedenkt hot, wie desch die Doktors ein gudes Lebe hobe tue, aus soller Ursach is er Doktor g'worde. Gestudiert hot er net. Weil er ober viele Johre mit das Viech umgange is, aus soller Ursach hot er sich besser uf das Viech ausgekennt wie zehn Viehdoktors. Und vom Viech hot er auch seine Doktorwissenschoft gestudiert. Er hot Medezin gemocht, welle Medezin er am Viech ausgeprobiert hot. Er hot sich nämlich g'sogt: Desch Viech hot ein Moge und Herz und Leber und gallblatter wie ein Mensch. Solles tut prove, desch der Mensch dieselbige Medezin breiche tut wie das Viech. Nur desch mir dem Mensche net so viel davon gebe kenne wie dem Viech. Ein kranker Mann breicht halb so viel wie das Viech, ein krankes Weib grod ein driettel, und ein Kind ein viertel.

Sollen Michel hot dem Florian seine Frau gerufe und hot ihm zum kranken Ross gebrocht. Wie der Michel das Ross unnersucht hot, do hot er g'sogt: Desch kenne mir, Beitzerin, desch werde mir fixe. In zwei Täg tut eier Ross uf die Beine sein. Wo is der Florian?"

"Der Florian tut krank sein. Der isch im Bett", hot die Beitzerin zurieckgebe."

"Hen ihr ein Doktor gerufe?", hot der Michel zurieckgefrogt, und wie die Beitzerin nein g'sogt hot, do is der Michel gleich h'nein in dem Florian sein Haus um noch dem Kranken zu schaue.

Wie der Michel in dem Florian sein Stuben h'neinkomme is, hot er dem Florian sein Puls angefasst wie ein richtiger Doktor. Nochher hot er dem Florian uf'n Moge rumgepresst desch der Florian wie wietieg ufgebriellt hot. Und dann hot er g'sogt:

"Florian", hot er g'sogt, "die Geschicht tut mir net gefolle. Die Hitz die dunnerwettrische, was ihr hobe tut, die kann eich kaputt moche. Hier bei eich muss sich der Doktor froge: wo tut solle Hitz herkomme? Und ich tu eich soge und aus meine lange Erfohrung die Uffweisung bringe, desch solle Hitz vom Moge herkomme tut. Of course, sie kann auch aus'm Darm komme. Ober desch tut nix net change. Nur in die Knoche derft's ihrs net hobe. Denn von die Knoche sein schon viele Leit kaputt gange."

Wie die Beitzerin solles g'hert hot, do hot sie's gleich mit das Weine zu schaffe bekomme. Und der Florian hot gejammret und geseifzt: "Nur net sterbe, nur net sterbe. Michel, tut's mir helfe."

"Mir Doktors sein hier, um die kranke Mensche zu helfe", hot der Michel do gesproche, "tut's mir keine Uffregung net moche. Uffregung is net gut fier die Hitz. Ich geh jetzten ham und ihr werd's mir in einer Stund eier Madel schicke. Der werd ich Medezin fier eich und fier eier Ross mitgebe. Tut's mir ober alle Stund von soller Medizin nehme, sonst werd's ihr net g'sund werde."

Mit solle Wort is der Michel heimgange. Daham hot er dann die Medezin gemixt. Eine grosse boddel fier desch kranke Ross, und eine kleine fier den Florian. Dem Florian sein Madel hot die Medizin nochher geholt und hot sie hamgetroge.

Uf'n Obend, wie der Michel bei seine Ross im Stall gewest is, da uf eimol is das Madel vom Florian zurieckgesprunge komme und hot gerufe:

"Michel, tut's schnell h'nieberkomme, desch Ross geht kaputt. Fast kein Schnaufer tut's mehr moche."

Der Michel hot schnell sein Jacket g'nomme und is h'nieber. Wie er in dem Florian sein Stall komme is, do is das Ross schon steif gewest. Der Michel hot's noch mol unnersucht und hot gesogt: "Do kann kein Doktor net mehr helfe. Solles Ross g'hert vergrobe. Ich denk, ihr hen ihm die Medezin net richtig gebe. Sonsten tät eier Ross noch am Lebe sein."

"Michel", hot der Beitzerin druf geantwort, "mir hen dem Ross sein Medezin grod so gebe, wie ihr's g'sogt habt, kennt selbst nochschaue, wie desch gornix mehr drin sein tut."

Der Michel hot die boddel in die Hand g'nomme und wie er druff g'schaut hot, do is er uf eimol blass worde. "Leit", hot er geschriee, "ihr hen ein mistake g'mocht. Desch is dem Florian seine boddel." Und mit solle Wort is er gesprunge wie als wenn ihn jemand brenne tät, in den Florian sein Haus. Wie er dorten h'neinkomme is, hot's ihn gepackt. Kein Wort konnt er net spreche. Der Florian hot do g'huckt, g'sund wie ein Fisch, und hot gesse, wie als wenn er drei Woche nix net im Moge g'hat hätt.

"Dunnerwetter, Michel," hot der Florian den Michel angesproche, "eier Medezine is ober scharf gewest. Ich hen gemeint, die tut mor alles aus'm Bauch rausreisse. Ober ausgeputzt hot sie mich, desch kann ich eich soge. Jetzten hob ich ein Hunger, desch ich mir gornet zu helfe weiss.

"Florian, ihr hen dem Ross seine Medezin gesuffe, eier Weib hot ein mistake gemocht. Tut's eich wohlfiehle? Ihr kennt's mich net blame, wenn's net gut fiehle tut. Eier Weib hot's die Schuld. Ich hob mein beschtes geton."

"Michel, ich tu g'sund sein und ich tu eich danke fier eire Medezin. Tut's eich daherhucke und mitesse. Dem Ross seine Medezin is zu scharf gewest, solles tu ich soge. Aber meine is gut gewest. Aus soller Ursach und vonwege meine G'sundheit tu ich eich fier das Ross net blame.'

Der Michel ober konnt die ganze Sach net verstehe. Desch is gegen seine Erfohrung gewest, desch ein Mensch mehr stände kann wie ein Ross.

Wie der Florian wieder gut gefiehlt hot, do hot er auch wieder mit das Esse und Trinke angefonge, Fast oder net Fast. Seine Nachbors hen ihn gewarnt und hen ihm g'sogt, wie desch solles Esse net gut sein tut von wege das Faste und die ewige Seeligkeit, und auch vonwege den Moge, was solles vielige Esse net lange stände kann. Der Florian ober hot sich nix net soge losse und hot wieder so mit das Esse getriebe wie er's immer getriebe hot.

Grod vor die Ostre is er dann wieder krank worde. Der Michel is wieder mol komme und hot ihm eine boddel von seine Medezin gebrocht —ober so gross die boddel auch gewest is, dies mol hot sie net geholfe. Iemmer arger is es dem Florian gange, bis seine Kinner einen richtigen Doktor von der Stadt geholt hobe. Und wie der komme is, do hot er g'sogt:

"Beitz, ihr tut's Herzverfettung hobe und auch die Wassersucht."

"Was tut's ihr soge? Wassersucht? Ich tu kein Wasser net saufe, solles kennt's ihr wiesse. Und vonwege weil ich kein Wasser net juse tu, aus soller Ursach tu ich auch kein Wassersucht net hobe. Und mit die Herzverfettung, solles tut ihr Doktors nur soge, vonwege weil ihr den job hobe tut, zu die kranke Leit von Krankheite spreche und nochher bills zuschicke, was welle bills kein anständiger Mensch net zohle kann. Tut's mir eine Medezin mixe, was mich inside cleane tut, nochher werd ich schon g'sund werde und eich zeige, desch ich kein Wassersucht und keine Herzverfettung net hobe tu."

Der Doktor hot dem Florian auch eine Medezin gebe, ober solle hot net geholfe. Do is denn der Florian uf sein buggy und is im ganze distrik gefohre und hot alle Farmer- und alle Weibsdoktors b'sucht, was in sein distrikt gelebt hobe. Ober keiner hot net geholfe. Dem Florian sein Moge hot net mehr geschofft und sein Herz hot iemmer fiesser geschloge.

Im Sommer is es schon so weit komme, desch der Florian ganz mager worde is. Ober, je mehr er von sein Fett verlore hot, um so besser is es mit sein Herz gange. Und nochher hot ers selbst g'sogt, desch das Faste doch gut sein tut fiers Herz und fier die Seel.

Solles tut's nur gut remembern, liebe Leser und Leserinnen. Das Faste tut keinen net schode. Ich tu heit schon graues Hoor hobe, ober das Faste tu ich net losse. Iemmer tu ich gut fiehle, wenn's uf die Ostre zugehe tut und was meine Seele sein tut, die tut sich freie, desch sie uf die Fastenheit boss sein tut ieber den Moge. Denn solles tu ich eich soge: Die Seele muss boss sein. Wo der Moge boss is, do tut auch net viel Ehrlichkeit und net viel Kerchengeist sein.

Tut's eich solles ieberdenke, befor desch mir Aschermittwoch hen. Und nochher macht's eiren mind up und tut's faste.

Mit solle Worte griesst eich,

—Der Schusterseppel.

Herrgottsgäste

Kam ich da auf dem Weg zum Speisesaal an dem kleinen Thomas vorbei, den ich mit seinem Vater und seiner Mutter für einige Tage besuchen gekommen war. Er hatte gerade den kleinen Kopf zwischen die Stäbe des Treppengeländers gesteckt und schaute beharrlich hinab. Es fiel mir deshalb auf, weil ich einige Minuten vorher hier vorbei gekommen und ihn in derselben unbeweglichen Haltung gesehen hatte.

So ganz versunken schien er, und er mochte alles um sich her vergessen haben.

Was mochte er sehen? — Wenn ein kleiner Mensch wahrhaftig einmal volle fünf Minuten lang so stille sein kann, muss es wohl etwas ganz Besonderes sein.

"Was siehst du denn da, Thomas?" fragte ich.

Der Vierjährige hob den Kopf zu mir empor, und seine beide grossen Kinderaugen, in denen noch immer ein Staunen und eine unsagbare Spannung lag, sahen mich bedeutsam an, während er den Finger warnend auf den Mund legte. Dann wandte er sich wieder nach unten.

Ich muss sagen, dass es mich mit einem Male ganz sonderbar packte. Beugte mich über das Geländer, sah aber dort nur die gewohnten täglichen Gäste des Hauses, arme hungrige Menschen, an einem Tische sitzen und essen. "Aber Kind" sagte ich, "man sieht doch niemandem so auf den Teller, wie du es da tust. Denke doch, Thomas, wenn die armen Leute das merken —"

Das war eine seltsame Antwort, die ich da zu hören bekam:

"Ach Onkel, ich möchte ja nur den lieben Gott sehen. Hinter allen armen Menschen steht nämlich Gott selber, hat Mutter gesagt. Man kann ihn nur nicht sehen, hat sie gesagt. Und ich möchte ihn doch so gerne sehen."

Hinter allen armen Menschen steht Gott selber —

Kleiner Thomas, wolltest du doch dein ganzes Leben lang die Ehrfurcht vor allen armen Menschen behalten, die deine edle Mutter dich gelehrt hat! Sind sie nicht die Lieblinge Gottes? — Wie sagt der Herr?

"Was ihr dem Geringsten dieser meiner Brüder tut, das habt ihr Mir getan."

"Und wenn ich verdursten müsste?"

Eine Reihe von Jahren sind bereits verflossen, da ereignete sich folgende Tatsache:

Ein katholischer junger Neger vom Sudan reiste in der Gesellschaft mehrerer Muselmanen. Dabei musste man das unermessliche Sandmeer Lybiens durchqueren. Gar bald gingen die letzten Vorräte an Trinkwasser aus, und alle litten schmerzlich unter Hitze und Durst. Endlich kamen sie ganz erschöpft zu einer kleinen Oase. Diese gehörte einem Muselman, der auch selbst dort einen Brunnen angelegt hatte. Als er vernahm, unter den Mitgliedern der Karawane befinde sich auch ein Christ, fasste er sogleich den Entschluss, diesen auf seine Glaubenstreue hin zu erproben. Darum erklärte er: "Ich gebe von meinem Brunnenwasser nur an jene Reisende ab, welche die mohammedanische Glaubensformel sprechen."

Was tat da unser katholischer Jungmann? Er weigerte sich entschieden, auch nur mit einer kleinen Lüge seinen heiligen Glauben zu verleugnen. "Du musst vor Durst sterben, wenn du dich nicht zur Erfüllung dieser Forderung bequemst", so riefen ihm seine Gefährten zu, "haben wir doch noch eine weite Strecke Weges durch die wasserlose Wüste hindurch zurückzulegen!" Da erklärte der tapfere junge Sudan-Neger: "Und wenn ich selbst verdursten und elend zugrunde gehen müsste, niemals wird es dazu kommen, dass ich um einige Schluck Wasser meinen hl. Glauben verleugne." Und allen Zureden zum Trotz blieb er fest und setzte mit seinen Gefährten die Reise fort. Immer mehr steigert sich der glühende Durst und liess ihn schier Unerträgliches erdulden. Dennoch aber vermochte er ohne grösseren Schaden für seine Gesundheit das Ziel der Reise zu erreichen.

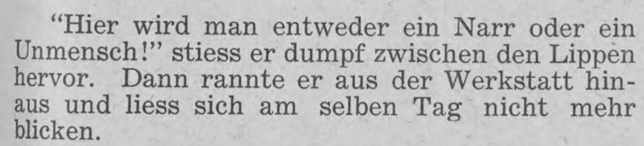
Was fehlte da noch an der Krone des Martyriums? Das Verdienst hatte er sich ohne Zweifel vor Gott erworben. Und welch ein bewundernswertes Beispiel von Glaubenstreue und Selbstüberwindung hat er dadurch seinen Mitreisenden gegeben. Wie leicht versagen wir dagegen, wenn nur kleine Opfer von uns gefordert werden!

Der Zaunkoenig



(Fortsetzung)

Von Reimmichel



"Hier wird man entweder ein Narr oder ein Unmensch!" stiess er dumpf zwischen den Lippen hervor. Dann rannte er aus der Werkstatt hinaus und liess sich am selben Tag nicht mehr blicken.

Der Rassler war vor dem elementaren Wutausbruch des Gesellen erschrocken und starrte betroffen nach der Tür. Es kam ihm nun doch selbst zum Bewusstsein, dass er in seinen Vorwürfen zu weit gegangen war; aber den beleidigten jungen Mann eine Genugtuung erfahren zu lassen, hielt er unter seiner Würde. Er hob die zertrümmerte Uhr vom Boden auf, bastelte eine Zeitlang daran und knurrte und brummte in einemfort. Dann sperrte er vorzeitig das Geschäft und ging, ohne ein Abendessen zu nehmen, in seine Stube, wo er düster vor sich hinbrütete. Einerseits empörte ihn die wilde, ungebührliche Art des Gesellen, andererseits konnte er diesem eine gewisse Achtung nicht versagen. Der junge Mann war ein anderer als sein Vater, er hatte Charakter und Ehrgefühl. Allmählich bekam es der Rassler mit der Sorge zu tun, dass ihm der Geselle davongegehen und ihn allein lassen werde. Der Zaunkönig war dem Alten, wenn es sich dieser auch nicht eingestehen wollte, doch ans Herz gewachsen. Hatte ja niemand noch bei ihm so lange ausgehalten wie der nette, junge Mann, und wenn er fort ging, würde eine grosse Leere im Haus entstehen. Aber den Gesellen zu bitten, dass er bleibe, hätte sich der Rassler nicht im Traum einfallen lassen.

Indessen erwies sich die Sorge des Meisters als eitel. Als er am andern Morgen in die Werkstatt kam, war der Gesell schon da und arbeitete fleissig an der Uhr, die er gestern an die Wand geschmettert hatte. Er grüsste den Meister nicht unfreundlich, brachte aber keine Entschuldigung vor und tat überhaupt so, wie wenn zwischen ihnen nichts vorgefallen wäre. Auch der Rassler machte keine Erwähnung mehr von dem gestrigen Auftritt und änderte sein Verhalten dem Zaunkönig gegenüber insoweit, dass er in den nächsten Tagen weniger tadelsüchtig und mürrisch war.

An zwei Zeiten des Jahres, nämlich zu Ostern und zu Allerheiligen, ging Meister Erasmus regelmässig von Lautersgaden weg und blieb jedesmal eine Woche lang fort. Die Leute sagten, er trage seinen Profit zu dem grossen Geldhaufen, den er in Innsbruck liegen habe. Zum diesjährigen ersten Termin reiste er am Ostermontag ab, kehrte aber schon am Donnerstag, und zwar als Kranker, nach Hause zurück. Er hatte hohes Fieber und musste sich gleich zu Bett legen. Von einem Doktor wollte er nichts wissen, aber der Geselle, der sehr besorgt um ihn war, gab nicht nach, bis er die Erlaubnis erhielt, den Arzt zu holen. Dieser kam schnell und stellte eine Lungenentzündung fest, die bei dem Alter des Kranken nicht zu unterschätzen sei. Neben anderen Anordnungen drang er hauptsächlich auf eine sorgfältige Pflege. Da war aber guter Rat teuer. Der Geselle musste untertags immer im Geschäft bleiben und hatte auch kaum die nötige Eignung zu einer richtigen Krankenpflege. Ordensschwestern gab es weitum keine und verschiedene ältere Frauen, die noch in Betracht kamen, weigerten sich teils, den Rassler zu pflegen, teils lehnte dieser sie rundweg ab. Am Samstag besuchte der Pfarrer den Kranken. Als er zur Tür hereintrat, sah ihn der Uhrmacher mit giftigen Blicken an und sagte in bissigem Ton:

"Ah, Hochwürden, Sie möchten mir wohl schon die Eisen abreissen (auf das Sterben vorbereiten); aber so weit ist es noch nicht. Und übrigens bin ich erst am Mittwoch in Innsbruck beichten gewesen."

"Nein, lieber Meister", erwiderte der Pfarrer freundlich, "ich wollte bloss nach Ihrem Befinden schauen. Das tu ich bei allen Seelsorgskindern, wenn ich höre, dass eines krank ist. Wie ich sehe, steht es mit Ihnen nicht sonderlich schlimm. Aber halten müssen Sie sich, und eine gute Pflege sollten Sie haben."

"Woher nehmen und nicht stehlen?" knurrte der Rassler.

"Ich glaube, bei Ihren nächsten Angehörigen wäre leicht eine gute Pflegerin zu finden. Sie haben doch zwei Nichten beim Gassenbäck."

"Nein, nein, Herr Pfarrer, da klopfen Sie an den unrechten Busch."

"Warum denn. Ihre Nichten sind alle zwei brave Mädchen und sehr geschickt."

"Aber keine geht her zu mir. Sie mögen von mir nichts wissen."

"Ich glaube, dass Ihnen keine die Hilfe versagen wird. Es braucht nur ein Wörtlein, sie herzurufen."

Im Gesicht des Rasslers stand plötzlich der Ausdruck des Argwohns.

"Hat Sie mein Bruder, der Kosmos, hergeschickt, um mir das sagen zu lassen?" fragte er lauernd.

"Nein, gewiss nicht. Mit dem Bäckermeister bin ich schon seit Wochen nicht mehr zusammengetroffen, und auch mit sonst niemand von der Bäckerfamilie hab ich ein Wort verloren."

"Ja, ja, ich weiss schon, sie kümmern sich nicht um mich, sie hassen mich alle."

"Wollen wir es darauf ankommen lassen, Herr Haller? Darf ich nicht eine von Ihren Nichten zu Ihnen herbitten?"

"Nein, bitten nie! . . . Wenn eine kommen will, hab ich nichts dagegen . . . heisst das, ich mag nur die jüngere, die Alberta, keine andere. Untertags kann sie hier bleiben, abends muss sie heimgehen. Wenn ich mit ihr zufrieden bin, werd ich sie anständig bezahlen — tagtäglich."

Nach kurzem Gespräch ging der Pfarrer fort und begab sich unmittelbar zum Gassenbäck, dem er das Zugeständnis des Rasslers, allerdings in bittender Form, mitteilte. Der Bäck machte ein süssaures Gesicht. Im stillen hatte er oft schon gewünscht, mit dem vergrämten Bruder in freundliche Fühlung zu kommen, namentlich in der Absicht, dass seine Kinder an der Erbschaft des reichen, alten Junggesellen nicht leer ausgehen sollten. Darum überraschte ihn der Wunsch des Uhrmachers sehr angenehm. Anderseits kam es ihn schwer an, sein jüngstes Kind den unberechenbaren Launen und den Zornanfällen des alten Sonderlings preiszugeben. Vielleicht war es aber doch nicht so schlimm. Wenn es der Zaunkönig viele Jahre bei dem Brummbär ausgehalten hatte, würde es seine Tochter ein paar Wochen auch aushalten können. Er liess die Tochter hereinkommen und trug ihr das Ansuchen des Onkels vor. Unverhoffterweise gab Alberta sofort ihre Zustimmung. Sie war ein lebhaftes, rasch entschlossenes, etwas stolzes Mädchen, hatte aber ein warmes Herz und versagte niemandem in der Not ihre Hilfe. Doch entschied diesmal für ihre willige Hilfsbereitschaft noch ein anderer Grund. Alberta hegte längst schon zu dem Zaunkönig, dem ernsten jungen Mann mit den schwarzen Haaren und den hellblauen Augen, den sie anfangs so sehr bemitleidet hatte, eine tiefe, starke Herzensneigung. Auch dem Zaunkönig war die Alberta nichts weniger als gleichgültig. Auch er hatte sein Herz an das schlanke, bildschöne Mädchen, das mit seinem goldblonden Haar und den pechschwarzen Augen einen merkwürdigen Gegenstaz zu ihm darstellte, gründlich verloren. Es war aber zwischen beiden noch nie ein Wörtlein über ihre Neigung zueinander gesprochen worden. Der Zaunkönig scheute sich, dem selbstbewussten Mädchen, das ein Jahr älter war als er und als Tochter des wohlhabenden Bäckermeisters für ihn niemals in Betracht kam, seine Gefühle zu äussern, und Alberta hielt es mit ihrer sittsamen Mädchenhaftigkeit nicht vereinbar, dem schweigsamen, jungen Mann ihre Neigung zu verraten. Doch gelang es keinem von beiden, ihre Freude zu verhehlen, als sie jetzt im Uhrmacherhause zusammentrafen und für längere Zeit beieinander weilen durften.

Dem Onkel gegenüber verlor Alberta niemals die Geduld, mochte er knurren und brummen, soviel er wollte. Durch ihre geschickte, sorgsame Pflege, die er anerkennen musste, und durch ihr entschiedenes Auftreten gewann sie aber auch in wenigen Tagen schon eine Art Herrschaft über den alten Murrkopf, so dass er iherm Willen sich fügte und das Essen und die Medizinen, die sie ihm nach Anordnung des Doktors verabreichte, nicht mehr zurückwies.

Der Zaunkönig war um das Leben des Meisters ungemein besorgt und kam jeden halben Tag fünf-, sechsmal aus der Werkstatt herüber, nach dessen Befinden sich zu erkundigen. Das empfand der Rassler bald als lästig und fuhr den Gesellen grob an:

"Du kannst's nicht erwarten, dass ich sterbe, he? Deswegen rennst du immer her zu fragen."

Der junge Mann wurde bleich, sagte aber ruhig:

"Meister, Gott der Herr weiss, dass ich nichts sehnlicher wünsche als Eure Gesundheit, und auch darum bete."

Dann ging er schnell hinaus.

Alberta, die in der Stube war und die Reden mit angehört hatte, konnte sich nicht mehr zurückhalten und sprach in kühnem, verweisendem Ton:

"Onkel, was du da zum Hans gesagt hast, war nicht schön."

"Was? Du Grünschnabel willst einen alten Mann belehren?" brauste der Kranke auf.

"Das mass ich mir nicht an . . . Aber so wie du verfährt man nicht mit Leuten, die einen gern haben."

"Mich hat in meinem Leben noch kein Mensch gern gehabt."

"Der Hans hat dich gern. Uebrigens, wenn man will, dass einen die Leute gern haben, muss man auch so tun, dass sie einen gern haben können."

"Das ist eine Narrheit."

"Es steht aber im Katechismus. Unser Herr befiehlt es."

"Du verdammter Gelbschnabel, jetzt hab ich genug. Lass mich in Ruhe."

Er drehte sich gegen die Wand und brummte noch eine Zeitlang. Aber die Rede des Mädchens ging ihm schwerer im Kopf herum, als er sich anmerken liess.

Sieben Tage lang nahm die Krankheit des Rasslers zu, dann sank fast plötzlich das Fieber und der Doktor erklärte, dass die Krise gut überstanden sei; aber der Kranke müsse noch länger vollkommenste Ruhe pflegen und sich vor Aufregungen möglichst hüten. Das ging anfangs nicht schwer; denn der Genesende war so schwach, dass er nur mit Mühe den Kopf heben konnte und in allen Dingen sich auf die Hilfe des kräftigen, immer dienstwilligen Mädchens verlassen musste. Da schien es der Alberta manchmal, als ob der Alte einen dankbaren Blick auf sie richte. Nach acht, zehn Tagen aber, da er etwas mehr zu Kräften kam, ging das Raunzen und Murren wieder an. Alberta bot alle Mittel auf, ihn zu beruhigen und sanfter zu stimmen. Sie las ihm vor, erzählte ihm Neuigkeiten aus dem Markt, war selbst immer heiter und machte öfters auch einen Spass, den der Griesgram nur mit einem sauren Mienenspiel erwiderte. — In den ersten Tagen hatte der Rassler dem Mädchen jedesmal, wenn es abends nach Hause ging, einen Silbergulden überreicht und war hartnäckig darauf bestanden, dass die Nichte das Geld annehme. Später vergass er teils, dem Mädchen die Bezahlung einzuhändigen, teils fehlten ihm die Kräfte dazu. Als nun seine Genesung fortschritt, sagte er eines Tages:

"Alberta, wir müssen einmal abrechnen. Wieviel bin ich dir schuldig? Ich kann mich nicht erinnern, wann ich dich das letztemal gezahlt hab."

"Du bist mir gar nichts schuldig, Onkel", erwiderte das Mädchen.

"Das wär nicht übel! Glaubst du, ich lass mir von so einem dummen grünen Ding etwas schenken?"

"Ich lass mir von einem alten, dürftigen Onkel auch nichts schenken, hihihi."

"Du, Fratz du, willst du meiner spotten? Man muss ein Geld zusammenbringen, aber auch vernünftig damit umgehen."

"Mein Vater hat auch Geld und gibt mir, soviel ich brauch'. Wenn's nicht auslangt, kann ich reich heiraten, hihihi."

"Lass die Dummheiten und sag, was ich dir zu bezahlen hab."

"Onkel, es gibt Dinge, die mit keinem Geld bezahlt werden können."

"So? Das ist mir etwas Neues. Was wären das für Dinge?"

"Man tut vieles um Gottes willen oder auch einem Menschen zulieb."

"Was? Du hättest mir zulieb etwas getan? Haha. Lass das Schmeicheln bleiben. Mit Schmeicheln erreichst du nichts von mir, am wenigsten eine Erbschaft."

"Und du, Onkel, erreichst mit Schmeicheln von mir noch weniger, hihihi."

"Gib dich keinen eitlen Hoffnungen hin, dass du von mir grosse Gelder erbst. Ich vermache dir gar nichts, wenn ich einmal sterbe."

"Onkel, wenn ich einmal sterbe, vermach ich dir auch nichts, hihihi."

Der Rassler schnitt die Grimasse des Lachens und knurrte:

"Du bist eine Hexe."

Dann griff er unter den Kopfpolster, zog eine Zwanzigghulden-Banknote hervor, die er dem Mädchen mit Gewalt aufdrängte, und liess sich brummend dazu vernehmen:

"Was zuviel ist, mag als Trinkgeld gelten. Ich bin noch niemand etwas schuldig geblieben."

Mit dem Zaunkönig war Alberta nur während der Essenszeit allein beisammen, es kam aber zwischen den beiden nur selten ein richtiges Gespräch in Gang. Wohl plauderte Alberta unausgesetzt in ihrer lebhaften Weise, der schweigsame, ernste Bursche jedoch gab nur kurze oder halbe Antworten. Wenn ihm das Mädchen einen Leckerbissen zuschob oder sonst eine Freundlichkeit erwies, schaute er es mit einem tiefen Blick an und errötete heftig, fand aber nicht die Worte zu einem herzwarmen Dank. Einmal fragte ihn Alberta:

"Du, Hans, warum bist du immer so trübsinnig? Geht dir die Krankheit des Onkels so zu Herzen?"

"Nein, nein — der Meister kommt schon wieder auf die Füsse", stotterte der Bursch; "aber dann, Alberta, musst du fort, und es wird furchtbar leer und traurig sein da im Hause."

"Dann musst du öfter zu uns kommen und nicht immer wieder schnell davongehen."

"Das gibt gleich einen Klatsch."

"Ich möcht wissen, was für einen. Du bist ein Furchthas."

Der Zaunkönig errötete heftig und kehrte sich vom Mädchen weg. Dieses gewann aber jetzt die feste Ueberzeugung, dass der Bursche mit Liebe an ihm hing.

Was der Zaunkönig befürchtet hatte, traf indessen nicht ganz ein. Zwar durfte Alberta, als der Onkel genesen und wieder einigermassen arbeitsfähig war, nicht mehr den vollen Tag im Uhrmacherhause bleiben, aber sie musste alltäglich für einige Stunden herüberkommen, um die nötigen Hausarbeiten zu verrichten sowie das Mittag- und Abendessen zu bereiten. Der Rassler war nämlich schon längst daraufgekommen, dass das Mädchen ausgezeichnet kochen konnte und dabei doch viel weniger brauchte als der Zaunkönig. Auch stand seit Albertas Anwesenheit im Hause alles so sein geordnet, blank und sauber da, wie früher niemals. Nebstdem mochte im Herzen des alten Sonderlings doch ein wenig das verwandtschaftliche Gefühl sich regen und namentlich konnte der Rassler die vielen Bequemlichkeiten nicht mehr entbehren, an die ihn Albertas geschickte, zutunliche Hand gewöhnt hatte. So ging das Zusammenleben im Uhrmacher-

hause ohne grosse Aenderung weiter. Nach einer Reihe von Wochen glaubte aber der misstrauische, scharfsinnige Alte, der immer die Augen offen hielt, zu bemerken, dass zwischen den beiden jungen Leuten nicht alles stimme, oder vielmehr, dass manches zu gut stimme. Alberta wandte dem Zaunkönig eine auffallend zarte Fürsorge zu und erwies ihm mehr Freundlichkeiten, als nötig war. Der Bursche aber war merkwürdig tiefsinnig und zerstreut, oft auch traurig gestimmt und errötete häufig, wenn er mit dem Mädchen einen Blick wechselte. Nun tat der Rassler seine Augen weiter auf denn je und wachte streng über den Verkehr der jungen Leute. Da erkannte er immer deutlicher, dass die zwei bis über die Ohren ineinander verliebt waren, doch vermochte er trotz allen Spionierens nichts Unerlaubtes, ja auch nur Unziemliches in ihrem Umgang zu entdecken. Wenn der Zaunkönig am Sonntag nach der Vesper oder sonst einmal fortging, schaute ihm der Uhrmacher mit dem Perspektiv vom Fenster aus die längste Zeit nach, sah aber niemals, dass er mit dem Mädchen zusammentraf. Der Bursche ging zum Kirchlein "Maria Herberg" wallfahrten oder in die Luzenn-Alm, seinen Lieblingsberg, den Himmelskopf, zu besuchen und kam stets frühzeitig wieder nach Hause. Der Meister gewann nachgerade volle Sicherheit, dass die jungen Leute keine heimlichen Zusammenkünfte u. Gespräche miteinander hatten und noch weniger sich Zärtlichkeiten erwiesen, sondern immer einen gewissen Abstand voneinander wahrten. Wenn das Mädchen ab und zu ein wenig schmollte, liess der Bursche den Kopf tiefer sinken und sprach fast nichts mehr . . . Auch den sonstigen Lebenswandel der beiden fasste der Rassler ins Auge, und da konnte er beobachten, dass Alberta alle vierzehn Tage zu den hl. Sakramenten ging und der Zaunkönig alle vier Wochen. Er selbst, der Rassler, empfing bloss viermal im Jahr — zweimal in Lautersgaden und zweimal auswärts — die Sakramente. Dass das Mädchen vorschnell im Urteil und etwas hochmütig war, blieb dem Rassler nicht verborgen, doch musste er ihm viele gute Eigenschaften zubilligen, die den üblen mehr als die Waage hielten. Dem Zaunkönig konnte er nichts nachsagen, als dass er sich hie und da vom Jähzorn fortreissen liess und zuviel seinen Stimmungen nachgab. Der junge Mann setzte keinen Schritt in ein Gasthaus, sparte das wenige Geld, das ihm der Meister verabreichte, zusammen oder kaufte sich davon etwas ganz Notwendiges, er war arbeitsfreudig, verschwiegen und in jeder Weise verlässlich. Trotz allem glaubte jedoch der Uhrmacher es nicht verantworten zu können, dass die jungen Leute noch länger in unmittelbarer Nähe beisammen waren. Er dachte mehrere Tage hin und her und hatte dann mit einemmal einen Plan festgelegt.

Eines Abends nach dem Essen, bevor Alberta nach Hause ging, rief er das Mädchen und den Burschen mitsammen in die Stube und knurrte sie an:

"Setzt euch nieder, ich hab etwas Mehreres zu reden mit euch zwei."

Die beiden erschraken und nahmen, jedes an einem Tischeck, sich gegenüber Platz. Einen Augenblick schwieg der Alte, dann sagte er kurz:

"Ihr zwei könnt nicht mehr längen beisammenbleiben."

"Wir zwei?" ging das Mädchen in die Höhe; "wir sind ja ehedem nie beisammen."

"Maul halten, Grünspatz! Hör zuerst, was ich sag."

Er wandte sich dann an den Zaunkönig und erklärte:

"Du, Hans, gehst jetzt auf die Wanderschaft und bleibst zwei Jahre fort. Bei einem einzigen Meister lernt ein Geselle nicht aus. Er muss sich umschauen, wie an anderen Orten gearbeitet wird. Auch haben da in Lautersgaden unser zwei nicht Arbeit genug."

"Ich bin auf die Wanderschaft aber gar nicht vorbereitet", warf der Geselle ein.

"Da brauchts keine grosse Vorbereitung. Das Gesellenzeugnis hast du, ein Gewand auch und einen Stock. Ein Felleisen bekommst du von mir und etwas Geld dazu."

"Und ich, Onkel, soll nach Hause gehen, nicht wahr?" rief das Mädchen spitz.

"Nein, du bleibst für ganz hier und führst mir die Wirtschaft, basta! Im blauen Zimmer über der Werkstatt kannst du wohnen."

"Da werd ich selber auch ein Wörtlein mitzureden haben."

"Nichts hast du mitzureden. Du redest ehe viel zu viel . . . Wenn ich dir siebzig Gulden jährlich auszahl, wird das ein schöner Lohn sein . . . Still jetzt!"

Das Mädchen machte ein schmollendes Gesicht, das der Rassler unbeachtet liess. Er kehrte sich wieder dem Gesellen zu und redete in abgestossenen Sätzen auf diesen ein:

"Du wirst dich gut in der Welt umsehen, fleissig arbeiten, schlechte Gesellschaften meiden, beten und brav bleiben. Nach zwei Jahren kommst du heim; dann geb ich dir mein Geschäft samt dem Haus in Pacht. Ich zieh mich hier in die Stube zurück und werde mich bloss noch mit meinen Erfindungen beschäftigen. Du wirst Meister und übernimmst das Gewerbe."

Der Zaunkönig starrte den Alten gross an und fand eine Zeitlang keine Worte. Er griff sich mehrmals an den Kopf und äusserte dann:

"Meister werden — das Geschäft übernehmen — wär' schon recht; aber dazu braucht es Geld, das mir leider mangelt."

"Geld bekommst du von mir keines. Dein Sparkassabüchl, von dem du weisst, kannst du abheben; auf einen weiteren Zuschuss von mir darfst du nicht rechnen. Und den Pachtzins musst du pünktlich geben. Wer ein Mann sein will, muss sich selbst empor bringen. Selbst arbeiten, selbst verdienen! Was man selbst verdient, freut mehr und hält fester. Uebrigens geht

das Geschäft hier gut genug, dass es einen Mann ernähren kann."

Es entstand eine längere Pause. Da trat der Uhrmacher zwei Schritte näher an den Tisch und sagte schroff:

"Sobald ich das Geschäft übergeben hab, tut ihr zwei einander heiraten."

Da sprangen die jungen Leute beide zugleich von ihrem Sitze auf. Sie schauten einander an und wurden glührot im Gesicht.

"Heiraten?" stiess der Zaunkönig hervor.

"Natürlich heiraten! Wenn junge Leute so stockvernarrt ineinander sind wie ihr zwei, müssen sie heiraten, sobald sie können."

"Lieber Onkel, wir sind aber gar nicht stockvernarrt", rief das Mädchen halb lachend, halb weinend.

"Alsdann katzverrückt, wenn du das lieber hast. Meinst du, ich bin eine blinde Schermaus und sehe nicht, dass ihr immer zusammenschaut wie Gugg und Güggin? Die Augen habt ihr ehedem von einander gestohlen."

"Wie meinst du das, Onkel?"

"Bist du so ein dummes Huhn? Er hat deine Augen und du die seinigen. Hinterdrein zappeln dann die Herzen."

"Meister . . . die Alberta . . . ich . . . wir haben noch nie vom Heiraten geredet", stotterte der Bursche.

"Das war auch gar keine Notwendigkeit . . . Gebt euch jetzt die Hand und sagt, dass ihr einander gehören wollt."

Der Zaunkönig hob langsam den Arm und schaute zitternd auf das Mädchen. Dieses blitzte ihn mit den schwarzen Augen lachend an und streckte ihm schon über den Tisch her die Rechte entgegen. Da griff er stürmisch mit beiden Händen darnach und rief:

"Alberta, magst du mich wirklich?"

"Gern, Hans, gern, gern, wenn du mich magst."

"Alberta — du liebe Alberta!" jubelte der junge Mann, hielt die Rechte des Mädchens mit beiden Händen fest und wollte sie schier nicht mehr auslassen.

Da fuhr aber der Rassler dazwischen:

"Jetzt ist es genug mit den Zeremonien! . . . Die Sache hat ihre Richtigkeit und mehr brauchts nicht."

Nur langsam taten die zwei Glücklichen ihre Hände auseinander. Auf ihren Gesichtern glänzte der Sonnenschein hellster Freude.

"Nun frag ich bloss, ob ihr meinen Anordnungen nachkommen wollt", brummte der Alte.

"Ja, gern, Meister", beteuerte der Zaunkönig; "aber wir werden doch auch mit Albertas Vater, dem Bäckermeister, reden müssen."

"Plam plam, das hat noch Zeit und ist gar nicht nötig. Dem Kosmos werd ich die Mucken austreiben, wenn er solche im Kopf hat . . . Es handelt sich jetzt um andere Dinge . . . Also du gehst fort auf Wanderschaft und die Alberta bleibt hier als Wirtschafterin. Basta."

Die beiden nickten zustimmend.

"Das wär eins. Nummero zwei: Ihr versprecht, alle Zärteleien, Liebeleien und dergleichen Krimskrams zu unterlassen von heute an, bis ihr von rechtswegen zusammen gehört."

Der Bursche nickte entschieden und das Mädchen folgte mit einem leichten Neigen des Kopfes nach.

"Drittens: Ihr nehmt heute von einander Abschied und trefft dann nicht mehr zusammen. Du, Hans, machst dich morgen früh, fünf Uhr, auf die Wanderung, damit du bis zum Abend noch Salhofen erreichst. Es sind elf Stunden bis dahin."

"Onkel, so schnell geht das nicht", rief das Mädchen, "ich muss für den Hans noch Verschiedenes herrichten."

"Schnepfen musst du herrichten. Was er braucht, hat er. Das weiss ich. Ich bin auch gewandert."

Das Mädchen zog einen krummen Mund, wagte aber nicht mehr zu widersprechen.

"Zum Vierten und Letzten", brummte der Rassler, "ihr dürft während der Trennung keinen Briefwechsel unterhalten. Keines darf dem andern einen Brief schreiben, keinen einzigen, keinen Satz. Verstanden?"

"Meister, wenn wir heiraten sollen, müssen wir doch allerhand miteinander beratschlagen und ausmachen", wandte der Bursche ein.

"Bevor du zurückkehrst, habt ihr gar nichts auszumachen. Und wenn etwas auszumachen ist, geht alles durch meine Hand."

"Onkel, das ist aber gar zu viel verlangt", schmollte das Mädchen. "Der Hans muss doch öfters schreiben, dass er gesund ist und wie's ihm geht, sonst komm ich aus den Sorgen nicht heraus."

"Wenn dir lebenslang keine grösseren Sorgen über die Leber kriechen, magst du heute schon dem Herrgott danken. Uebrigens wird der Hans mir ab und zu einmal schreiben und berichten, wie es mit ihm steht. Dann erfährst du das Nötige von mir."

Da gab es kein Handeln und Makeln; die zwei jungen Leute mussten auf sämtliche Forderungen des Rasslers eingehen.

Dieser schaute auf die Uhr und sagte:

"Es wird spät. Jetzt tun wir beten, dann nehmt ihr Abschied und wir gehen schlafen."

Sie knieten an den Wandbänken nieder und verrichteten gemeinsam den Abendrosenkranz. Doch mussten Alberta und der Zaunkönig sich selber eingestehen, dass sie noch nie so unandächtig gebetet hatten wie an diesem Abend. Nach dem Gebet drängte der Meister:

"Nun ist's Zeit, Abschied zu nehmen. Aber kurz machen!"

Alberta griff nach der Hand des Zaunkönigs und sagte im zärtlichen Ton:

"Leb wohl, Hans, leb wohl! Lass dir's gut gehen, vergiss mich nicht und bleib mir treu."

"Du Kibitz", fuhr der Rassler grob dazwischen, "an's Treubleiben musst du nicht den Hans, sondern dich selber mahnen. Die Untreue geht immer vom Weibsvolk aus."

Der Zaunkönig drückte des Mädchens Hand und sprach beinahe feierlich:

"Alberta, ich werd immer an dich denken, solang ich leb und noch darüber hinaus. Und treu bleiben tu ich dir, mag kommen, was will. Behüt dich Gott!"

Sie hielten sich eine Zeitlang an der Hand. Da knurrte aber der Rassler:

"Jetzt Schluss mit dem Theater! Es ist genug."

Alberta gab sich Mühe, zu weinen, brachte es aber nicht wohl zu Stande. Aus ihren schwarzen Augen blitzte eine kleine Falschheit. Rasch sich umwendend, sagte sie noch:

"Leb wohl, Hans! ... Gute Nacht, alle beide!"

Dann huschte sie zur Türe hinaus, ohne noch einmal umzusehen.

Am Morgen wurde der Zaunkönig schon um halb vier Uhr vom Meister geweckt und packte unter Anleitung und Mithilfe des Alten seine Sachen. Dieser händigte dem Burschen dreissig Gulden ein, wobei er mit rauher Stimme sagte:

"Spar das Geld und greif es nur im äussersten Notfall an. Was ein rechter Geselle ist, der bringt zehnfach mehr heim, als er mit fort genommen hat."

(Fortsetzung folgt)

EIN HELD

Ein Monteur steht mit dem Ingenieur vor dem neuen Werk. Zum ersten Male wird der Betrieb in Gang gesetzt. Der gewaltige Motor soll noch einmal geprüft werden.

"Ausschalten!" befiehlt der Ingenieur.

"Es ist ausgeschaltet!" antwortet jemand — Der Monteur berührt den Motor.

Da — — ein Schrei! Markerschütternd . . . Ein Menschenkörper krümmt sich in Qualen. Hunderttausend Volt Elektrizität jagen durch Menschenadern, die zum Zerplatzen angespannt sind. Ein Aufschrei: "A-u-s-s-c-h-a-l-t-e-n!" Schwer fällt der Körper des Bewusstlosen zu Boden. Aus Händen und Füssen rinnt Blut. Die Luft ist von Brandgeruch erfüllt.

"Ruft den Arzt!"

Dieser eilt herbei und neight sich über den von Wunden entstellten Mann, lauscht lange und staunt: "Ein Wunder Gottes! Er lebt noch!"

Da atmet einer auf, der sich zuvor unstet abgewandt hatte, und murmelt wie erlöst: "Er lebt noch!"

Und wieder und wieder ringt er das dunkel aufsteigende lähmende Schuldbewusstsein nieder. "Gott sei Dank! Er lebt noch!" War er nicht schuld? Hatte er nicht versäumt, zur rechten Zeit den Strom abzuschalten? Wie war das nur möglich! Er konnte es selbst nicht fassen.

Ein Auto bringt das Opfer seines Versehens ins Krankenhaus.

Dorthin kommt bald darauf auch ein Schutzmann und Verhandlungen beginnen.

Eine scharfe Stimme fordert:

"Den Schuldigen!"

Tief atmet der Verunglückte. Wohl hört er noch deutlich dieses Schuldigen Stimme: "Es ist ausgeschaltet!" Aber soll er noch einen ins Elend bringen? Einen Familienvater mit vier Kindern? Würde das seine Wunden heilen? Nein, er weiss, sie würden glühender brennen — ohne Unterlass — Tag und Nacht. Seinen Fiebernächten wäre jeder Trost genommen. Er blickt auf das Kreuz über seinem Lager. Der hat auch keinen angeklagt, sondern "Vater vergib ihnen!" gebetet.

Wir waren alle schuld!" sagt er deutlich. Der Schupo schreibt.

"Ich hätte erst nachsehen sollen." Der Schupo schreibt, grüsst, ehrfürchtig und geht. Ein Strahl des Friedens gleitet über das Antlitz des Leidenden. Ein Strahl von Gott.

Wie gross steht dieser Monteur vor uns da! Ein wahrer Jünger desjenigen, der uns das Gebot der verzeihenden, sich opfernden Liebe als grösstes Christengebot gab, der gescholten ward und nicht wieder schalt, der getötet wurde und uns das Leben brachte. Er ruft auch heute noch in die Welt hinein: "Ein neues Gebot gebe ich euch, dass ihr einander liebet." In seinem Auftrage schrieb sein erster Apostel für alle Christen: Seid alle gleich gesinnt, mitleidig, brüderlich, barmherzig, bescheiden, demütig: vergeltet nicht Böses mit Bösem, nicht Schmähworte mit Schmähworten: im Gegenteile, segnet einander, weil ihr dazu berufen seid, Segen zu erben.

Der Mensch kann, was er will,
Wenn er will, was er soll:
In diesem ist das Mass
Der Mannestugend voll:
Das ist der Zauberbaum,
Womit du alles stillst:
Wolle nur, was du sollst,
So kannst du, was du willst.

(Rückert)

MARIENBOTE

CATHOLIC FAMILY MONTHLY JOURNAL

Vol. XI. March, 1943 No. 6.

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922—24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $1.00 a year.

PEACE PLANNING MAY FORESTALL WORLD TOTALITARIANISM

Whatever trials and tribulations the present war has brought down on humanity, they may be mild in comparison to the difficulties ahead, unless the people of the Allied nations begin to realize that more is involved in this struggle than the military defeat of Hitler and his henchmen. Those who see beneath the surface of events have long pointed out the truth so consistently emphasized in these columns that Hitlerism, Bolshevism, and Facism are only individual materializations of the world revolution that has been in progress ever since the nations of the West turned their backs on God and His law—and until this black paganism gives way to a new era of Christian faith and practice the nations will remain the prey of every nostrum and every glittering "ism" propagated by unscrupulous demagogues lusting for power.

It is this very real danger Sir Stafford Cripps, British Minister of Aircraft Production, apparently had in mind when he told a Scottish audience, last week, that totalitarianism, even in defeat, might leave its imprint upon the world unless the United Nations planned a decent, cooperative post-war world before the hostilities end.

Speaking at Aberdeen University, Sir Stafford Cripps reviewed developments after the Napoleonic Wars, the American Civil War and World War No. 1 to show that forces working during war time for a just and progressive peace encountered war weariness and apathy among the people after war ended.

"We do not want to repeat once again the experience after other wars," he said. "This time, at least, we are forewarned of the dangers of apathy.

"Defeated totalitarianism may like the French revolution, impress its forms and ideas upon the victorious nations unless we are awake to the danger and determined in the action that we shall take."

Urging that post-war planning be undertaken before victory and the ensuing disappearance of "the universal comeradeship of war," Sir Staffeord advocated an immediate consideration of the needs of peace.

Sir Stafford confined his suggestions, in this address, to matters of an economic and political nature, but on an earlier occasion, he revealed at least an awareness of the necessity of a common understanding of the underlying moral principles involved, when he declared in an address on November 13. "Whatever policy is adopted, we must realize in contemporary terms that unity of spirit and purpose which many parts of Europe achieved for a brief space in medieval Christendom."

Happily, the need of the spiritual formation of post-war world is finding increasing support among political leaders in this country also. Speaking before

the Chicago meeting of the International Council on Religious Education last Monday, Governor Harold Stassen of Minnesota declared without equivocation:

"At the peace conference must be some of the ablest leaders of the clergy and churches to bring into the post-war planning the religious concepts present in the founding of our country," he said.

Stassen said religion should be interpreted in terms of national morals and national conduct if it is to play a part in the solution of the world's problems.

"No one can stand up and give detailed, precise interpretations and blueprints for these problems," he said. "But I hope that in the days and weeks and months ahead, during the war and after the war, in ten thousand pulpits messages will search for the answers to this interpretation of the principles of our religion to the problems of our life."

Of course, "one swallow does not make a summer," but public expressions such as these reveal that thoughtful leaders are at least becoming aware of the fatal effects secularism has had upon the conduct of human affairs. And if it serves to awaken and spread this consciousness throughout the world, the present war, despite its terrible sacrifice in sweat and blood and tears, will have been well worth the cost.

"The Wanderer"

PRAYER FOR ALL IN THE ARMED FORCES OF THE NATION

O God, Who by the grace of the Holy Spirit hast poured the gifts of charity into the hearts of Thy faithful, grant unto Thy servants for whom we implore Thy clemency, health of soul and body that they may love Thee with all their might and with their entire affection may fulfill whatever things are pleasing to Thee, through Jesus Christ, our Lord. Amen.

IMPRIMATUR: Most Rev. Edward Howard, Archbishop of Portland.

PRAYER FOR MEN IN THE SERVICE

Mother of God, our Mother, remember thy sons in military service. Protect them against all dangers of body and mind and soul. Grant them a deep love for and an enduring loyalty to Thy Son, Christ, our Lord. Amen.

IMPRIMATUR: Most Rev. Edward Mooney, Archbishop of Detroit.

PRAYER TO OUR LADY, QUEEN OF PEACE

Mother of Jesus, Queen of Celestial Peace, teach us to praise the Sacred Heart of Jesus. Teach us to pray in peace, to suffer in peace, to act in peace, so that like thee we may live in peace, and thus possess eternally Jesus, the true source of all peace. Amen.

Queen of Peace, pray for us.

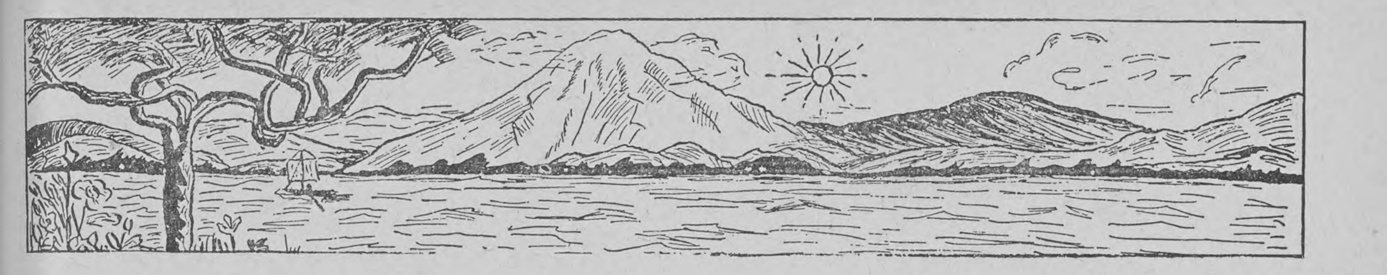
NOTE: Written by Pope Benedict XV. The ejaculatory prayer still is indulgenced with 300 days each time it is recited.

SOUL X-RAY

As the body gets sick, so the soul gets sick. As the X-Ray shows up the bodily sickness, so, in the Light of Eternal Vision, will our sickness of soul stand revealed in the next life. Could a departed soul return, would he say? . . "In this Other World —not the body—but only the soul is to be seen. As the Light of the Eternal Vision shone on me, my soul stood revealed—X-Rayed! How sick-looking it was. How I regretted all the care and indulging I had always given my body, to the neglect of my soul. Exercise! hearty meals! medical care! for my body! But my soul! Rarely had I given it the nourishment of Communion Bread . . . often had I sat in dangerous draughts: occasions of sin that chilled my soul to the marrow. Graspitis! I had not only not fled that dread infection! but actually courted it! in my efforts to outgrasp everyone else in the competition of business.

"And all those over-fed bodily appetites; now they fed on me —eating away my soul with the ravaging teeth of soul cancer. From every side, the mirrors of judgment showed me up! my soul, a crying accusation of criminal neglect! . . malnutrition! I cringed at the horrible revelation. A maimed! tubercular! cancer-ridden soul! . . victim of the moral slums to which I had condemned my soul in life! Not God who is my punishment; I am my own punishment. Now I could see what purgatory is: the time it takes to get over this soul sickness. Now I could see what Hell is: incurable suffering . . a soul so sick with sin that it can not recover . . God."

There are millions of people in the cemeteries who in their lifetime tried to get rid of God. They know now that they failed.



But We Are Three

Grace Keon

At nineteen Janet Merrion started to work for Deane and Company, — the firm by which her father had been employed for years, even before she was born. He had never made more than thirty dollars a week, and his wife had had to spare and save to make the best of that hard earned salary. There were seven mouths to feed, five pairs of young feet to be shod—that was enough to keep one busy! But Lucy Merrion declared she'd rather pinch and patch with John Merrion than be the wife of the richest man in the world; he was the best-tempered, most gentle of souls, idolized by his entire family. When, at last, his oldest girl finished her business course and secured her first position with the firm, the Merrions thought there might be a chance now to "lay something by'—an ambition of the thrifty mother.

There was, for Janet made good. After two years she was promoted in the private office of Wardell Deane himself, with a substantial advance in salary.

"You'll be earning as much as I am!" remarked her father.

"Except, Dad, that you've had twenty-five years start of me!" Janet answered jokingly, her eyes bright, her face glowing, her voice with the lilt of a bird-song in it—a young bird, alive with happiness.

Her joyousness was contagious. Bert Hall—Old Grumpy, they called him—had not smiled in thirty years, so ran the legend. At first he didn't smile for Janet either, but at least he answered her when she bade him "good morning", as he leaned over his tall desk, the green shade pulled low over his wrinkled forehead. Even Wardell Deane himself found Janet's merry countenance attractive, and there was a different air to the ponderous room after she entered it, though no one seemed to know why. A pure mind and an unsullied mind give a beauty and have more influence than one realizes. It pleased Deane most, however, that she was a quick little thing, efficient, with an excellent command of English. That combination would be of most interest to any business man. She finished a rather intricate report one afternoon, and as she placed it on his desk, he looked at her commendingly.

"Any more like you in the Merrion family?" he asked.

"A few," she answered, her cheeks dimpling.

"I was looking up your father the other day. Do you know he'd been with us twenty-seven years? He came when my Dad was just starting."

"I know. We often talk of it."

"Think you'll be here that long?"

"I hope not!" returned Janet, fervently. "But there's nothing to worry about. I have two sisters. When I'm ready to leave, one may be able to take my place."

"U-m-m . . You're a forehanded Merrion, aren't you? How old is this paragon?"

"Joan's fourteen."

"My! The other is younger?"

"Oh, no! You couldn't have the other! That's Martha. She is beautiful. She's going to be a teacher, we hope. Chris is seventeen. He's wonderful! He is going to be an architect. Drew—he's the youngest, Andrew, but we call him Drew—is sure to go on the stage. Positively! Clever? My!"

Deane threw back his head with a shout of laughter.

"Talk about a press agent! How have you kept all this talent hidden?"

Janet's face sobered.

"Well——we had to grow up first," she said.

For an instant he stared. Actually did this child think . . . Of course, she was trying to be smart . . but she seemed so earnest . .

"You don't really mean this?"

"About my family? You should see them. Then you'd know I mean it."

"And when Joan grows up, and is properly educated, and comes here—say in five years—what is going to happen to my secretary par excellence, Miss Janet? Will she go to some rival concern?'

"I don't know," she replied.

"The business may need two secretaries then. Or I may meet someone as nice as my dad and marry him."

Wardell Deane gave her a quick, surreptitious glance. She must be naive if she thought that in this day and age a man could be fooled by such an assumption of candor and simplicity. He was thirty-two years old, and had passed through a period of great unhappiness. He was a badly disillusioned man, one whose future seemed, as far as personal relations went, of very little consequence. The working daughter of one of his humblest employees was soon pigeon-holed and forgotten.

For days. For weeks. For months. But she was always there, always happy, gay, cheerful, and a supreme favovrite with the others in the office and on the floor. He realized this the day he walked into the room and saw her with her arm over Old Grumpy's bent shoulders, and then heard a burst of laughter. Now, that couldn't be! Not Old Grumpy! He'd forgotten how to laugh years ago! Deane approached quietly, to see his secretary pulling the string of a contrivance on the bookkeeper's desk. A jack-in-the-box, no less! His voice startled, but did not embarrass them.

"What's that thing?" he asked.

"Show it to him, Jannie!" said Grumpy. (Jannie!)

"He wouldn't be . . "

"Go ahead Jannie!"

Mischievously she adjusted the square box. The object inside jumped out with such an ungodly shriek that Deane sprang back in alarm—to Old Grumpy's overwhelming delight.

"It's Chris's birthday today, and I'm hoping to get a rise out of him," she confessed. He's always playing tricks on every one of us—even on mother. I had the squawker put in especially. Isn't it gorgeous?"

"Gorgeous?" he repeated—and looked at the grinning Grumpy. (So! The boss had been scared, too! wasn't that something to make any fellow grin?)

"Maybe — maybe he won't. Maybe he'll call it something else," protested Deane. He felt foolish, with Grumpy's eyes upon him.

"Chris? He boasts of his iron nerves!" declared Janet. "Besides, if you were getting the set of drawing instruments he'll find with this tomorrow morning . . "

"You must tell us about it," he said, inadequately. She did. Chris jumped a mile high! And every member of the family revelled in the fact that the biter had been bitten at last! Thus Janet.

And now, little by little, Deane heard more of the Merrions. Presently he sent Chris tickets to an architectural display. Then he urged him to try for a prize. The boy lost, but received honorable mention—and Janet wore that trophy on her shoulder flaunting it! "Oh, did you know? . . and he's only nineteen. Think, when he's studied a little longer . . Honorable mention! Are we proud!"

After that, theater tickets for Janet and Joan. A ride home during a sudden downpour. Football passes for Chris and Drew. It was hard to say when it began, but within a year Wardell Deane was almost a member of the Merrion family, and before half of the second year went by.. He was talking to John Merrion. About Chris.

"Those plans are too big for my boy, Mr. Deane. They will cost too much."

"I'll defray the cost. Chris can return it later."

John Merrion in his working clothes, was standing at the boss's polished oak desk.

"It's unsatisfactory. We'd have to make some sort of arrangements. About how we'd make the payments."

Wardell Deane looked at him oddly. "Of course you know how I feel about Janet?" John Merrion was silent. "I love her Merrion."

"I'm sorry."

Christopher in Modern Dress

Once there was a giant of a man who wanted to use his strength in the service of the greatest ruler on earth. Various kings to whom he gave himself in service, disappointed him. He wanted to serve the mightiest. He was told that the name of this ruler was "Christ". He went in search of Him. A bishop of those early Christian days, helped the giant's search by telling him of a treacherous river "where many are lost trying to get across. Help them across! that will be serving this Master. He will see you, though you do not see Him." We all know what happened — how, on a stormy night, a Child came to the river —and Christopher carried Him across, almost not getting across! because it was as if the weight of the whole world was on his shoulders. He had found and served his King . . . For having borne Christ, he thenceforth bore the name of Christopher (the Christ bearer).

All of us sympathize with what Christopher had found out: the weakness of any earthly thing we serve. The only One worth serving — where can we find Him? As Christopher did . . . giving a "lift" to others! struggling to keep our footing and theirs! in the "rapids" of today's fast living. When you help the other fellow out of a puddle or a muddle! in the name of Him you serve! you are carrying Him with you! You are Christopher!

"And why?" he asked surprised.

"I don't think she's the girl for you."

"There's no one else."

"That's true. No one else. But something else."

"What?"

"Relegion."

"Religion!" repeated Wardell Deane. "What the world has religion got to do with it?"

"We're pretty strict Catholics."

"Pretty strict Catholics! Will that interfere with my love for her? It won't make any difference to me. I never go to church."

"Janet will make you go."

"All right. If it pleases her, I will do even that. Religion! Whoever heard of such a thing?"

Merrion shrugged his shoulders.

"It means more than you think. You imagine you know Janet? She's another girl where her principles are concerned. That's not only a fact, Mr. Deane —it's a warning."

"Do you mind if I ask Janet to marry me?"

"If she won't have you—then what?"

"Then—what?"

"Yes. What will it mean to the Merrions? You're the boss. You can do things . . "

Deane's face crimsoned.

"You're hinting that I'd use my —my position to . . I'm sorry you can have that opinion of me, John Merrion."

"It's happened to others," said John Merrion doggedly. "I'm and old man now, according to the way people rate men today."

"And I've been in this business since my sixteenth year," said Wardell Deane. "Worked with you practically all my life. And now you . . "

"Sorry, Mr. Deane," said Merrion with dignity. "But our conversation hasn't been along business lines for the last few minutes. And we live in different worlds. Things that aren't of any importance to you make up the air we breathe. Jan is a good girl. There are lots of good girls. But Jan has been brought up to believe that prayer counts far more than prestige. I would not like this marriage for her. But I'm terribly afraid she likes you, and with Jan that means . . . We'll I'm worried. Now you have it. If she marries you, you are not going to be happy. Neither will she. She wouldn't give two cents for all the money you possess if she had to miss Mass on Sunday . . " Deane stared at him with open mouth. "She'll have you if she thinks she can make a good Catholic out of you. Not else."

And still Deane listened incredulously. Long after the man had left he pondered on his every word. What sort of people were they? He had fallen in love with Janet—and he never thought to fall in love again! Yet there was something beside love here,—a deep respect. This girl would always put her God above him. Her God? Religion? There was something real about a religion that meant so much to the Merrions. Could he compete with it? Oddly enough, he'd like to try—to overcome, or be overcome. . .

Janet made it very plain. "There is a God who controls you—who controls the world. I believe in that God, and I shall leave nothing undone to make you believe in Him, too," she said.

For she loved him. They were married six months later in the rectory of St. Catherine's. It was not the sort of marriage the Merrions wanted for any of their family. It wasn't the sort of marriage the old pastor wanted for any of the children he had baptized. It wasn't the sort of marriage Janet Merrion ever imagined hers would be.

But Deane had been so absolutely fair. "Show me," he said. It was like a challenge.

"He is good," she whispered, her face shining. "There's so much kindness, so much honesty! A few years —just a few years . . "

The few years were merely two—when she died. The pastor who had married her officiated at her requiem. Wardell Deane was frantic.

"She believed in God—yet He took her away from her child and me!" he said. His grief intensified that of the unhappy parents. There was no way in which they could console him . .

Months passed. Presently he

Peace in Time of War

Strange is the peace that falls with the snow
today
Peace in a time of war and swift separation.
Not the unseeing happiness of youth
Nor unreasoning calm, nor resignation.

Today I know life was not meant to be kind,
Fortune has not a child to be softly favored.
Gifts that are mine are loss to some aching soul,
To one whose riches my hungry dreams have
savored.

The snow is falling quickly, in busy flakes
That cover the little hills, and fill the hollows.
It patterns life, richer for gain and loss,
And shows the beauty of smooth white peace
that follows.

South St. Paul. —Emma Kinney Whaley.

had his rooms done over, removing all traces of Janet's occupancy. Then he sent for a well known artist, and commissioned him to paint her portrait. Lifesize, beautiful, it covered one entire wall. Her mother looked at it when it was finished. She put her tired face against those folded hands. "We're taking up where you left off, my darling," she said, and never returned to look at it again.

And they did take up Janet's work,—with unexpected results.

Handsome Andrew Merrion, the worldly Andrew Merrion—"Drew"—full of fire and ambition, knelt one day at the altar-rail,—and knew that God was calling him to leave the world, calling him to His service. Could it be possible? questioned his father. Can it be? thought his mother. To John Merrion and his wife, Lucy, Drew's departure for the Seminary was their day of glory.

And then Joan went to the convent. Like her dead sister in looks and ways . .

"But we were not praying for this," said John Merrion.

"God is good," murmered the mother. "They will take up Jan's work, too, when we are gone. Unless . . "

Oh, if God would only let it happen while they lived! Two things He had already given them, beyond all the riches of the earth,—a son and a daughter to praise Him, chosen children. If only . . Janet's boy—delicate those first few years—was cared for and cherished until he became sturdy and strong. From this fifth year on, he and his father were never parted. One thing, however, Deane would not permit the lad to have: more than the briefest intercourse with his mother's people. When he was nine, John Merrion approached Deane.

"If it is possible, the mother and I would like to have him for a little while." His face worked. "It will be her last summer. She will not be with us—next year. We thought—he's Janet's . . Chris and Martha have rented a bungalow at the shore. I've already asked for two months' leave. If we might have him?" He raised his hurt eyes to the other's face. "Janet would like it."

Wardell Deane looked grim. "I'm afraid," he said.

"Afraid?"

"Yes. You'll fill him with a lot of nonsense. He's not going to be fooled . . . "

YOUR PARISH PRIEST

If you are trying to find the kind of a priest
Like the kind of a priest you like,
You needn't put your clothes in a grip
And go on a long, long hike.
You'll only find what you left behind,
For there is really nothing new,
It's a knock at yourself when you knock the priest.
It isn't the priest — it's YOU!
You say he talks money each week,
"That's the only sermons we hear,"
If every church member were just like you,
Would the church debt be clear?
The parish is made by those not afraid
Lest somebody else get ahead,
When a few do the work and the rest of you shirk,
No wonder the parish is dead.
So, support the church and your parish priest,
Please remember this saying too,
It's a knock at yourself when you knock the priest.
It isn't the priest—it's YOU.

"Deane! You're talking of her boy! The boy you promised to bring up in the Catholic Faith! You signed those promises before Janet would marry you!" exclaimed Janet's father.

"He's mine, now. All I have. He'll learn just what I want him to learn—and know just what I want him to know."

John Merrion's lips quivered. "But what about us? Mother's set her heart on it . . . "

"If you promise not to talk of religion to him—I'll let him go."

"I must tell her that first, Warde. If she agrees—you'll allow it?"

"Yes". Deane looked at him sharply. "You can have him for one week. And if you break your word . . . ",

John Merrion turned away quickly to hide the pain that filled his eyes while Deane sat twisting the paper knife in his hands. It was a chance. True. But he had carefully eliminated all religion from the boy's training. And now he would do more —he would prepare the way.

"They're a thousand years behind the time—your mother's people," he said, with seeming carelessness. "And they have some curious beliefs. "So you must make allowances."

"Yes, Father. Of course, Father."

"Still living in the dark ages." They were sitting, father and son, in the father's room. On the wall before them was Janet's picture. On the wall before them . . . He raised his eyes. Her face smiled at him. "Don't let them come between us."

The boy threw an affectionate arm around his neck.

"Who ever could, who ever could!" he exclaimed. "Why, it was the greatest thing that if mother had to go she could leave me here to take her place. Just the two of us! Together!"

Wardell Deane did not speak.

"I love looking at her. It's almost as if she were real. Watch!" He sprang from his father's side and crossed the room, standing under the portrait. "See"! He said triumphantly. "I can reach her hands. If—if I stay a little while I can almost feel them on my head."

"Warde! Son!" Wardell Deane's voice was sharp. "Come here! What do you mean by such nonsense?"

"Nonsense " echoed the boy, taken aback. "Nonsense? Why,

Father, don't you ever come in and talk to her? I do."

(What had John Merrion said? "You promised . . . You signed those promises . . . ")

"Sometimes I can see her lips move! I can even hear her. We talk about you . . . "

"Hush! You only imagine . . . "

"Of course I imagine! It isn't wrong, is it? I can tell you about it, can't I?"

"Why shouldn't you?" He hesitated. "I want you to tell me everything. Everything. You're all I have."

"That's what mother says. Sometimes I think back to when I was little. She must have been awful glad to have me. To leave me for you, because you would not have had any boy at all without her."

Deane closed his eyes.

"I know she's here with us—just as she is in the picture—and I know she expects me to do whatever you want. And I will."

"Listen, Warde—has anyone ever said anything to you about prayer—or about God?"

"God? Prayer?" He looked at his father questioningly. "No, but everybody knows about God. One doesn't have to be told."

"Doesn't one?" the father asked.

"Don't you? I believe in God, though I don't know much about Him. I believe in God because—of mother."

"Warde, stop talking so foolishly!"

"Oh, no, it isn't foolish." The boy pondered a moment. "Let me see . . . Sometimes I put my hands this way — the way you see the angels in pictures, and I put them on her hands, and I tell her, 'Wherever you are — and you must be with God — you're looking out for us. She is, isn't she? A beautiful mother like that could never disappear, could she?"

"No," said Wardell. "I love you, my dear son."

"And so does she. Loves the two of us."

"What makes you . . . Why are you . . . Who's been putting ideas into your head? Why do you talk like this?"

"Well, I'll tell you. I've been worried. It was during our last exam, before close of school. Mr. Stanley said that people just go out of the world, and there's nothing left but the good and bad they do. There's nothing! I thought of mother and I got up and told him it wasn't so. It couldn't be so. Grand, beautiful people like my father and mother couldn't just — couldn't just vanish forever like that! There had to be some place where we could be together again! Think! If you had to leave me the way your mother did — do you imagine Mr. Stanley or — or any one could tell me you weren't looking out for me? And wouldn't you be?"

This was Janet's son! Janet was speaking through his lips. He saw the anxious curve between the young brows, the parted mouth.

"Yes, Warde." He spoke in a low tone. "Mr. Stanley was wrong. I believe we do live on —and care—and watch . . . "

"Sure, Father!"

"And I think it's time I allowed you to learn and to love the things your mother loved with all her heart. I've — I've been very much to blame. But when she died—part of me died, too." He paused to collect his thoughts —to choose his words. " I wanted to own all of you — to keep you from every one else — to make you every bit mine. I was selfish, Warde. There was a cloud over my heart. Now you've taken it away. Your mother has helped you take it away."

"But how could you ever think we were only two — when we are three all the time?"

"I'm telling you about it. I've been wrong. I was wrong when I called your mother's people odd and queer. I was afraid they would take you from me. I forgot we are 'three'. But that's over. You have to believe as they do. What's more, I have to believe as they do. Because your mother did — and she'll never be truly happy until we do."

"You've got me all puzzled up, Father."

"I've been all puzzled up, myself. I've been all puzzled up since your mother went away—as if she could ever go away! From now on things will be different."

"From now on, everything will be all right," said the boy happily.

The man looked deep into those dark eyes. "We are three!" he said. "To think I ever doubted it! In this world and the next —we are three!"

"The day must and will come wherein humanity, torn by error and deceit, will be ready to listen with a new hope to the Sermon of the Mount."

—Pope Pius XII.

"Any attempt to weaken the sacred bonds of union of the home is nothing else but a deadly attack on the security of the nation itself."

—Giovanni Cicognani.

"Peace will not fall on the earth like the rain from heaven. Men must both pray and work for the attainment of a just peace."

—Robert E. Lucey.

Christianity has not been tried and found wanting. It has been found difficult and left untried.

—G. K. Chesterton.

On Credit Unions

We should not, as children, expect the government to do "everything" for us. Here is one means whereby the needy, through mutual self-help, can help themselves.

by Fr. J. Walliser, O.M.I.

Shakespeare, in his play, the Merchant of Venice, depicts realistically the horrors of the debtor who has fallen into the clutches of the usurer. This same situation has occurred time and again since the dawn of history. It is the sad lot of thousands today; of small men and women, innocent victims of circumstances, who are driven into the clutches of the loan shark out of sheer desperation. It is estimated that from 85-93 percent of the people of the U.S.A. cannot secure money from banks because they lack collateral, (or guarantees that they will repay the loan). Oftentimes, money is needed to pay the doctor, lawyer or taxes; often money is lacking to pay for seeding or threshing expenses. True, loans can often be made through small loan agencies, but the interest rate is often usurious, running seldom at less than 20 percent. It is likewise estimated that 1 out of 40 Canadians borrow from these agencies every year, and that 50 percent of these borrow from unlicensed money-lenders and loan sharks who charge 100 percent and more. This is a tremendous burden for the borrower in straightened circumstances, and often it may lead to his financial ruin. One of the most efficacious instruments in the hands of an organized people, an instrument that will indeed give them new hope and courage, is the Credit Union. For a greater understanding of the "Advantages, Organization and Operation of the Credit Union", I have arranged the rest of this article in a way that I hope will be as clear as possible to everyone.

1. WHAT IS A CREDIT UNION?
   a) A Credit Union is a co-operative society organized for the purpose of promoting of THRIFT, and creating for its members a source of CREDIT, for provident or productive purposes.
   b) The members agree to "save", by purchasing shares, valued at $5.00 each. Savings accounts can also be opened.
   c) Out of the fund accumulated, "loans" may be advanced to members at a rate of interest NOT to exceed **one per cent per month on unpaid balances,** thus reducing the interest charge in proportion to the reduction of the principal.
2. ARE CREDIT UNIONS SAFE?
   a) THE RECORD:
      Not a single loan has been written off by Saskatchewan Credit Unions since the fall of 1937, out of a $675,765.00 loan business.
   b) Some REASONS for safety:
      1. Organization is preceded by careful study.
      2. Members are carefully selected on a character basis.
      3. The Administration, formed of Directors, Credit Committee, Supervisory Committee and a "bonded" Treasurer, has well defined duties.
      4. There are adequate "safeguards" as to the granting of loans.
      5. There are periodic reports to and inspection by the Registrar of Credit Unions.
3. ADVANTAGES TO SHAREHOLDERS AND DEPOSITORS
   a) Shareholders may borrow money when needed.
   b) Shareholders are urged to deposit savings regularly, even if in small amounts. Interest is given on these savings.
   c) Members are urged to deposit a certain percentage of their income "regularly" v.g. sale of livestock, grain, eggs, milk. $4.00 invested monthly means $48.00 yearly, and $480.00 in 10 years.
4. Credit Unions in Saskatchewan.
   a) **Organization:**
      During 1941, 20 new credit unions were incorporated. In that year there were 72 credit unions in the province.
   b) **Membership:**
      In 1941, there was a total membership of 6,273, compared to 4,481 in 1940. One credit union had 354 members.
   c) **Financial Condition:**
      As of Dec. 31, 1941, the total assets of all credit unions were $189,286.58, compared to Dec. 31, 1940, when it amounted to $130,316.53.

Share balances	$140,182.79
Deposits	34,425.90
Reserve for bad loans	5,400.99

This Reserve includes membership fees, fines, and 20 percent of the dividends.

d) Dividends and Interest paid to the members.
   1. 49 Credit Unions paid $4,931.09 dividends.
   2. 10 Credit Unions paid patronage dividends of $41.95 (i.e. a refund to borrowers of part of their interest charges).
   3. 41 Credit Unions paid interest on deposits of $446.00.

5. HISTORY OF THE CREDIT UNION MOVEMENT.

a) **Germany.** This country is the cradle of the entire movement, having been started already in the middle of the last century. So rapidly did it grow, that, by 1910, there were 14,993 "Raiffeisen" Banks, with 1,447,766 members, and outstanding loans of $452,726,961.00.

b) **Canada.** In 1900, the first credit union on the North American continent was begun by Alphonse Desjardin in Quebec. To date there are over 174 People's Banks in that province, with resources surpassing $10,000,000.00.

c) **U.S.A.** There are 8,000 credit unions in this country, with assets surpassing $300,000,000.

NOTE: The originators of the Credit Unions, in all these countries mentioned, were Catholic, and their Credit Unions were begun in Catholic parishes.

6. HOW TO ORGANIZE A CREDIT UNION.

a) **Preliminaries:**

1. A suitable group of individuals must be gathered, and educated in the principles and practice of credit unions.
2. Study material can be secured from the Extension Department of the University of Saskatchewan, as well as from the Registrar of Credit Unions, Parliament Buildings, Regina.

b) **Groups** that can easily organize a credit union:

1. A "common bond" is almost essential before a credit union can hope to be successful. This common tie makes it easier for the members to co-operate; furthermore, their problems are similar; and members are well-known by each other.
2. This common bond is realized in the following:
   —"Racial" groups, v.g. Ukrainians.
   —"Religious" groups, v.g. a Catholic parish.
   —"Professional" groups, v.g. farmers, railroad workers.

c) **Authority** required to organize .... and .... conditions.
   —Consent of the Registrar required.
   —"Incorporation" is granted on registering a memorandum of association, or charter, at a cost of $3.50.
   —At least 10 persons, each subscribing one share, are required.
   —Entrance fee, usually twenty five cents, is charged.

d) The **Management:**
   Directors—The board of directors, usually 5 members, has the duty of passing on application for membership; they elect the officers, i.e. treasurer; and have the general direction of the business.
   Credit Committee—This has at least two members. Its duty is to pass on all applications for loans.
   Supervisory Committee—3 members make up this committee. It audits the accounts every quarter year. It can "suspend" any official if necessary.
   The Treasurer—He is the manager and is "bonded". No official except the treasurer, receives a salary; in the beginning, even he must often do without it.

7. THE OPERATION OF A CREDIT UNION.

The funds of the credit union must ordinarily be deposited in Chartered Banks. Loans are made to members only; and loans, up to $50.00, are usually made without security, but with the endorsation of the borrower's note. The income of the credit union is derived from the interest collected on these loans. A Reserve for bad loans is created, made up of entrance fees, and 20 percent of the net income. The remainder of the surplus may be distributed as dividends on paid up shares, if authorized by the members. Shares may be withdrawn, or transferred, with the consent of the directors.

8. The PURPOSE for which LOANS ARE MADE. Loans are granted "only" for provident or productive purposes.

a) A "productive purpose" is one which leaves the borrower better off financially, v.g. to purchase livestock.

b) A "provident purpose" is one that is of service to the borrow. v.g. to pay doctor bills.

As a rule, loans are repayable within 12 months, or in not more than 2 years. Applications for small loans receive preference.

EXAMPLES of loans made in 1941 to farmers: ($6,093.00).

Harvesting and threshing	13.3%
Purchase of machinery	8.0%
Seed and seed supplies	3.2%

9. THE SECRET OF A SUCCESSFUL CREDIT UNION.

a) The income and the dividends depend upon the turnover. "The ability to keep the money "LOANED OUT" is the secret to success.

(Continued on page 37)

St. Patrick was a Gentleman

By Jack White

"St. Patrick was a gentleman,
And came from decent people;
He built a church in Dublin town,
And on it put a steeple."

(From an old Irish ballad)

Few among us really know how near the great St. Patrick was to failure, death, and oblivion, on his mission to convert the Irish people. It was owing to the suspicion and jealousy of Princess Furmosa, stepsister to the Ard Ri or high King of Erin, that St. Patrick was imprisoned in the castle keep, and held under strict guard until inquiries might be made as to the true object of his mission to Erin, and as to his station in life.

Perhaps if Fergus McDraven had less imagination the world would never have heard of St. Patrick and many of us today might be much poorer and deeper in the slough of ignorance and darkness.

But Fergus, chief of the castle guards, pushed back the veil of night from the face of his country and allowed her eyes to glance at the bright Christian sun of knowledge. For this reason alone we should spare him a kindly thought and a niche in our hearts close to that of St. Patrick.

Princess Furmosa, nicknamed "Princess the Proud," was ten years older than her brother the king, and from his infancy constituted herself his adviser and stern guardian; her word was law in matters of state and religion. It was whispered of her in the palace that she could see through a stone wall or read a person's thoughts from behind a mask.

This was the princess we so often read about, who took exception to St. Patrick's sermon on the Hill of Tara when he told the crowd there assembled of the Blessed Trinity, of the Three Divine persons in the one God.

"That can't be right," whispered Furmosa in the king's ear. "Three in one doesn't make sense."

"Wait! Wait!" frowned the king. "The strange priest is speaking."

"He should be asked to explain that impossible statement," cried Furmosa. "He shouldn't be allowed to win followers to his God by a wild and senseless sermon."

The king, who seemed to be taken away by the oratory of St. Patrick, was a keen listener to every word that came from the lips of this strange priest. He believed all he heard of God and the creation of the world, and perhaps the mystery of the Blessed Trinity would have escaped his ears but for the urging of his sister who sat close to his side.

"He speaks as if with authority," muttered the king. "His words are impressive."

"You as King of Erin should ask him explain the three in one statement," insisted Furmosa. "You shouldn't allow him fool your people."

"Why not ask him yourself?" frowned the king. "You have the reputation of foreseeing."

With a flourish of her arms Furmosa jumped from the seat.

"Just a while, strange priest," she called. "Did you say there were Three Persons in your God, the God you ask us adore?"

St. Patrick ceased his sermon. He was drawing a vivid word picture of the birth of Christ in that lowly stable in Bethlehem when Furmosa's question broke in on his ears.

"Yes," he nodded after a moment's silence. "I said that in God there are Three Persons, Father, Son, and Holy Ghost."

The crowd standing, a few seconds ago, in open mouthed wonder now looked in doubt from Furmosa to St. Patrick.

"Three combined in one is impossible. It couldn't be."

St. Patrick stooped and plucked from the sod at his feet the long stemmed three-leaf shamrock which he held over his head at arm's length.

"See this shamrock?" he cried. "See the three leaves on the one stem? Combined it is but one plant."

The crowd on the hill crushed around the strange priest to see for themselves the three leaves on one stem.

All seemed satisfied that what was possible in a blade of grass was not impossible in God. But Furmosa was a hardened old pagan, and her closest friends were the Druids in the palace who constantly admonished the king to keep his sister by his side as she was beloved by Erin's gods.

That evening after St. Patrick had retired to rest Furmosa sought the chief Druid.

"What will we do?" she cried. "This strange priest has gained the attention of my brother the king."

"This strange priest must be put to death," answered the Druid. "He is a spy and a traitor. Our gods told me so."

Furmosa rushed at once to the king's chamber and urged him do away with St. Patrick.

"He is only a spy," she cried, "sent here by Erin's enemies."

"I think you are wrong," nodded the king. "He is true and sincere. Did you see how he plucked the shamrock? Never was a shamrock plucked in Erin before."

Furmosa laughed, a forced, fiendish laugh.

"The shamrock has grown in Erin since Erin rose from the waves," she nodded. "It was never noticed because nobody sought it."

"I never saw a shamrock before tonight," replied the king. "It seems now as if God placed it there so that His servant might confound his enemies."

"You seem smitten by this unknown priest," frowned Furmosa. "You forget that part of the Brehon Law, which you swore to uphold, that none save he who is of princely blood shall lead the Irish people! You are flinging your country and your country's laws at this spy's feet."

"Who knows but this stranger might be of princely blood?" asked the king. "He looks to me of royal bearing."

"Why not learn something of his home and family before allowing him travel unhindered through the roads and valleys of Erin?" asked Furmosa. "He walks into our palace unheralded and we flock around him without a doubt in our minds as to who he is or where he came from."

"I think he stated he was on God's Mission," replied the king. "He speaks as if he knew Erin and Erin's people."

"That is ever the way of the spy and impostor," nodded Furmosa. "Why not prevent him from leaving Tara until we learn something of his history? You are not yet too late to save your country."

The king sat back in his chair.

"Erin has ever been renowned for generosity and kindness," he nodded. "It would look like an act of inhospitality to curb or restrain this stranger within our gates from preaching of the God he adores."

"If he didn't seek to make converts to his religion it might be deemed inhospitable to curb his liberties," she flashed, "but he is determined to win the people from their own gods to become followers of his."

"What would you suggest then?" asked the king. "Do you urge me to throw him to the wolves on mere suspicion?"

"Not on suspicion," cried Furmosa. "This man is a spy in the guise of religious preacher. Try him. Condemn him. Put him to death without delay."

"I can't do that without evidence," nodded the king. "But I will have him brought before me and questioned as to the object behind his presence in Tara."

"Ask him who he is," cried Furmosa. "Ask him where he came from. Ask him what his God did for him that he risks life and liberty to do so much for God in return."

The king nodded his head and called to Fergus McDraven the chief of the palace guard.

"What think you of the strange priest, Fergus?" he asked. "Would you deem him a spy?"

"Far from me to advise Erin's King on matters affecting the defense of the country," he answered. "My life is the army, my thoughts how best to guard you against your enemies."

"Well said, Fergus," nodded the king. "My sister thinks this strange priest a spy. It might be best for the welfare of Erin to ask of him certain questions."

"Tonight, your Majesty?" said Fergus.

"Tonight," nodded the king.

"Right now," cried Furmosa. "Right now before he sells us out to the enemies of Erin."

Bowing his knee Fergus hurried from the room and in less than five minutes afterwards the weary St. Patrick was dragged from his bed by the armed guards, who scarcely gave him time to dress before bringing him before the king and the archfiend Furmosa.

Fergus, who liked St. Patrick and believed in the God he preached of, marched at the head of the soldiers and as he entered the palace chamber he called at the top of his voice:

"The prisoner enters to plead his cause before Erin's king. Order! Order!"

The king now seated in his chair of Justice with Furmosa at his back glanced coldly at St. Patrick who seemed ragged and worn.

"What say you, strange priest?" he frowned. "Who are you and from whence comest thou?"

"I came from a land beyond the deeper water, noble ruler," answered St. Patrick. "I came here in friendship and with respect. To you and the Irish people I bring tidings of a loving and forgiving God."

"But who are you?" frowned the king. "Are you of princely blood? If not you must leave our shores, for it is written in our Brehon laws that none but he of noble blood may lead the Irish people."

St. Patrick remained silent for a long moment. Should he claim descent from princely ancestors or should be fling caution to the winds and cry out that he was of the people? That God made the world and that all men were brothers?

"He is thinking up a falsehood," whispered Furmosa in the king's ear. "He is a soft-spoken spy."

"What say you?" cried the king for the second time. "Are you a prince or an adventurous wanderer?"

St. Patrick folded his arms and glanced around the room; then he fixed his eyes on the king's face.

"If you ask me did I seek the shores of Erin for personal gain, I answer no," he nodded. "And as for my being of princely blood, I answer yes."

The king cast his eyes on the floor, then raised them suddenly and asked:

"What land is it you hail from, strange priest? Erin's doors are open to all men who come here in search of knowledge, but spies we put to death. Are you a spy?"

St. Patrick shook his raven locks.

"I know nothing of war or war maneuvers," he answered. "Of Erin's defenses I seek no knowledge. I came here to tell the Irish people of God. To tell them of Christ Who died that all mankind might be saved."

"Ask him name the land he came from," whispered Furmosa to the king. "Ask him where his princely parents are now living."

The king glanced at his line of stalwart guards standing there with the butts of their long spears resting on the ground; then his eyes sought those of St. Patrick.

"Listen to me, strange priest," he nodded. "Before you leave Tara's Hill your whole life must be bare before me. Therefore I ask of you to name the spot you came from, so full inquiries might be made."

"I have no fear or dread of any inquiries the king of Erin might make about me," replied St. Patrick. "My people, my mother, and brothers live over the sea but a short sail from Erin's shores."

"Over the sea," laughed Furmosa. "The sea is wide."

"The sea is wide and deep," nodded the king. "Where over the sea?"

Then St. Patrick told where his people lived on a point on the coast of Scotland across the bay from the County Down in the North of Ireland.

"You'll find my mother there," he said. "And likely you will find her praying for my mission here in Erin."

"You claim your home is a castle," nodded the king. "And you also claim yourself of princely blood. Fergus McDraven," he called.

Fergus stepped forward and saluted the Irish ruler.

"My sword and life at your service, Noble King," he said. "Did you summon me by name?"

"Yes," nodded the king. "Make ready and go at once to that point on the coast of the land over the sea where this strange priest claims his people now reside. Make full inquiries as to this man's birth and princely descent; also learn if he is now in Erin to tell us of his God or to gain military knowledge."

"Your Majesty's instructions will be carried out, or I die in the attempt, Noble King," saluted Fergus as he backed away toward the wide doorway.

"Just a moment, chief," called Furmosa from behind the king's chair. "It might be well for Erin's sake if this preaching spy is locked up until your return."

Fergus stood back a step and gazed at Furmosa with a scowl in his dark blue eyes.

"Is that the command of Erin's King?" he asked. "Or the idea of the Royal Princess?"

"As adviser to the Ard Ri I instruct you to imprison this preaching spy," she cried. "He is here unlawfully and uninvited."

Fergus looked up into the king's eyes.

"Is the prisoner before the Chair already condemned in Erin's land, Your Majesty?" he asked. "Is freedom denied him in our country?"

"He is not condemned," nodded the king. "But it might be well for the future of Erin if he be imprisoned until you return."

Fergus turned to the Captain of the Guards.

"Lead the prisoner to the Castle-keep," he called. "March!"

The spear-armed guards closed in on the pale and child-like St. Patrick and hustled him toward the wide doorway. As he was led outside Fergus bent his tall well-knit body and whispered in his ear:

"Be of good cheer. I will soon return."

But it took Fergus many days to find the home of St. Patrick on the brink of a cliff overlooking the sea in one of the mountainous districts of Scotland. For days he paddled his boat up and down the coast until finally one evening in the sunny month of June he was shown the thatched cabin on the edge of a heathery moor.

Fergus turned the nose of his boat toward the Irish coast, for the house he looked on was poor and dilapidated, one part without a roof. But then, perhaps God touched his heart and he decided to learn the full story of the man who was born in such poor surroundings and who was bold and daring enough to face Erin's king and nobles and pluck the shamrock on the Hill of Tara.

"I will go and see for myself," he muttered. "But the strange priest is not of princely blood."

The dark grey shades of night were fast falling as Fergus strode up the rugged path to the cabin door. From somewhere in the cliff a dog barked and the next moment a herd of goats charged down the patch with a long-horned long-haired, male in the lead, that came on undaunted with lowered head and bristling back ready to give battle.

"Hi! Woolly Boy! Woolly Boy!' shouted a woman from before the cabin door. "Don't be afraid, sir," she called as she rushed forward and seized the war-like goat by the horns.

"He doesn't like strangers, sir," she muttered. "But come up to the house and share our supper. You seem a traveler in these parts."

Fergus found the house poor but clean. He learned that the old woman had two sons, both fishermen, who worked all night and brought home their catches in the morning. He learned also that the family owned vast estates at one

time but were on the losing side in a feudal war and were now driven from place to place.

"My husband was a general in the army," nodded the old woman, "and my father-in-law was a prince in the palace of the king."

"Your family consists of two boys now?" muttered Fergus. "Any daughters?"

"No daughters," she answered. "But I have another boy also. Patrick is his name. He was stolen away when only a child by a band of robbers from pagan Ireland. Ten years ago he escaped and went to Rome, where the Pope made him a bishop and sent him back to Ireland to convert the very men he was a slave to. He is in Ireland now."

"Strange!" muttered Fergus. "Strange!"

But the house was small and that night Fergus slept in a roofless room near the gable. His bed was a bundle of blossomed heather fresh from the moor. His supper was oaten bread, a slice of salted meat and a piggin of goat's milk. He slept little that night. He tossed and turned on his bed of blossomed heather and every time he glanced upwards he could see myriads of blinking stars blazing down from the deep sky.

The sun was scarcely peeping above the mountain when Fergus was out of bed the next morning. He ate a hasty breakfast of the oaten bread and goat's milk, bade the old woman goodbye, then hastened down the path, jumped into his boat, and sailed back to Erin.

When the lookout on the castle at Tara saw Fergus aproaching, he blew three blasts on his bugle and the king with all his court turned out to hear the story brought back by the chief of the palace guards.

The court was summoned and St. Patrick, who was dragged from his prison cell, stood with folded arms facing the Chair of Justice, with Princess Furmosa in her usual seat behind the Chair.

"Fergus McDraven, did you find the home of this strange priest?" asked the king. "And is that home a castle?"

"I found this strange priest's home as he directed," answered Fergus, "and his home is a castle."

"Were you treated with respect?" asked the king.

"Royally," answered Fergus. "The armed guard turned out to greet me and lined the road from the boat to the castle door."

"Is this strange man of princely blood?" asked Furmosa.

"Most assuredly, Princess," answered Fergus. "All his people are of princely descent."

"Was your chamber and bed such as might be given to an Irish chief?" asked the king.

"The chamber I was given and the bed I slept in were beyond my words to describe," answered Fergus. "The dome of my bedroom was of an azure blue in which shone thousands of lights, while my bed was of sweet blossoms that filled the chamber with the scent of wild honey."

"Who guards this magnificent castle from marauders?" asked Furmosa. "Is there a standing army?"

"A splendid army with a fierce general at its head," answered Fergus. "In fact that leader was so bold that the first lady of the castle had to plead with him before I was allowed to pass."

The king clapped his hands and rose from his chair.

"That's enough," he cried. "I pronounce this priest innocent and welcome to Erin."

—The Grail.

On Credit Unions

(Continued from page 33)

b) Capital should be TURNED OVER from 1½ to 2½ times during the year, and the **loans outstanding** should range from 70 to 85% of the paid-up capital.

c) The basis for operation is that an applicant must not be admitted to membership **unless he is a first class moral risk.**

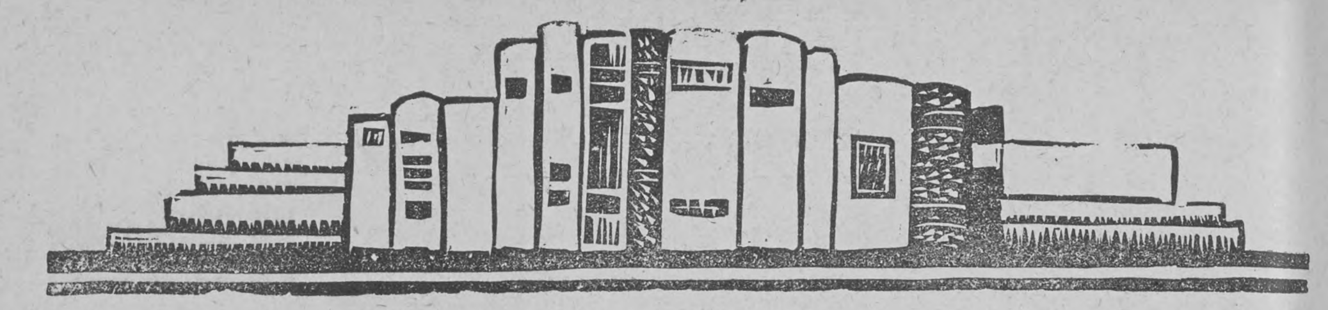
CONCLUSION:

Much has been done since the end of the last century to better the condition of the mass of the people, but much still has to be accomplished to give greater security to the laborer, tradesman, and farmers of this country. The greatest fear of the city laborer is the insecurity he faces. Thrift and co-operation can do much to allay his fears. The lot of many farmers is equally as uncertain. He has not the opportunity to save. His income is often so meagre that the thought of a bank account does not enter his mind. If he does save, it will be in small amounts. Given this opportunity, through the use of a credit union in his community, he will acquire the habit of thrift, and likewise, he will have easy access to a source of credit that has saved many farmers not only dollars, but their very home.

The farming population is the "backbone" of the nation. It can be strengthened immeasurably by the wise and careful use of the credit union. The individual will benefit directly, the nation indirectly, by its use. But individuals will not only "help themselves", they will furthermore perform a great act of charity towards their neighbours in need, and thereby draw down upon themselves the blessing of God.

There is no evidence that people are more religious; there IS evidence that people are fonder of talking about religion, and of talking about it in public. It would be encouraging if we could regard this as a healthy sign.

—Ronald Knox in Caliban in Grub St.



It May Interest You......

Modern Conditions Affect Our Catholic Youth

(From "Catholic Youth Apostolate" Youth series, published by N.C.W.C.)

Modern interest in youth.

Everybody talks and writes about youth, educators, journalists, sociologists, criminologists, psychiatrists . . There are diatribes against youth's excesses; there are encomiums of its initiative and independence. If it is debatable that the challenge to youth is actually more acute today than formerly, there can be no debate about its calling for a more intelligent solution than it often receives.

Youth is essentially the same in every age. The process of adjustment, physical, emotional, intellectual, economic, religious, that occurs during adolescense, is not an easy one. And certain modern conditions add to the normal difficulties of modern adolescents:

(a) The rush of modern living, imposes unhealthy, nervous and emotional strain.

(b) The unsupervised social contacts of youth, make bad companionships easier.

(c) The automobile quickly and completely removes youth from parental supervision.

(d) The decline of public opinion regarding standards of relationships between the sexes.

(e) The prevalent universal desire for a "good time", the vogue of cafe society.

(f) The fierce desire of complete personal independence, characteristic of our age.

(g) The diminishing influence of the home due to weakened and broken family ties.

(h) The abnormal population concentration in cities; over crowded housing conditions.

(i) The increase of leisure time, and the growth of commercialized recreation.

(j) An economic life that is in the words of Pope Pius X1, 'hard, cruel, and relentless" inimical to social justice and charity and giving no quarter to the young.

(k) The growing specialization of occupations and constricted employment opportunity.

(l) The decline of religious belief and faith, and the controls entailed thereby.

LITTLE FLOWER SAYS:

It was St. Theresa, the Little Flower of Jesus, who said:

"What offends Jesus, what wounds His Sacred Heart, is lack of confidence in Him."

"By love and not by fear, does a soul avoid committing the least voluntary fault."

"I do not wish creatures to have an atom of my love. I wish to give all to Jesus, since He has shown me that He alone is perfect happiness."

"The only happiness here below is to strive to be always content with what Jesus gives us."

TO A HORSE

(Sante Fe Magazine)

O horse, you are a wonderous thing;
No horns to honk, no bells to ring,
No license buying every year,
With plates to stick on front and rear,
No sparks to miss, no gears to strip,
You start yourself; no clutch to slip,
No gas bills mounting every day
To steal the joy of life away.
Your inner tubes are all O.K.
And pray the Lord they stay that way.
Your spark plugs never muss or miss,
Your motor never makes a hiss.
Your frame is good for many a mile,
Your body never changes style.
Your wants are few, and easy met,
You've something on the auto yet.

"The Church has condemned the various forms of Marxist Socialism; and she condemns them to-day . . ."

Pope Pius XII.
1942 Xmas Message.

? THE QUESTION BOX ?

Is it wrong to refuse to speak to another person?

When such greetings as "Good Morning," "Good Evening," and the like, are expected according to the custom of the place, it indicates a lack of charity to refuse them. When, however, custom does not require this, it shows no want of charity. For example, in the office the girls usually greet one another on arrival and departure; but Mary never greets Jane, and for this reason Mary is regarded as Jane's enemy. This is against charity. Suppose, again, on a certain avenue in the city, the neighbours are of a very mixed kind, and it is not customary to speak to everybody. Hence, the fact that Mary never greets certain neighbors whom she dislikes, does not prove any uncharitableness on her part. But to refuse to exchange a bow or greeting surely indicates a lack of charity when such little courtesies are expected in the daily routine of life.

Is it sinful to fight?

St. Paul classes fighting among the works of the flesh that exclude from the kingdom of heaven (Gal. V, 20, 21). It is directly opposed to the charity which we owe our neighbor. For these reasons unprovoked fighting is from its very nature a serious sin. But it frequently happens that fighting is only a slight sin. When a person fights in sudden anger, the act is not entirely deliberate; therefore it could not be accounted a mortal sin. When the boys have a real snow-ball fight, the violence is of a trifling nature; one would not say this is a serious sin. But it is a serious matter when the fight is unprovoked. This means that a person of an ill-disposition or a pesky nature picks a fight. It is not a sin at all, however, for a person to fight just to defend his rights, provided he does not go beyond what is necessary for lawful defense. For a man to fight with a rowdy who is trying to enter his house and to push him through the door and out into the street, is not wrong. The man is just defending his own rights. If this same man would fight in a spirit of hate and revenge or deliberately and needlessly seek to kill or seriously harm his intruder, that would be seriously wrong on his part.

In sickness are we obliged to follow the doctor's directions?

Certainly in time of sickness efforts must be made at restoration of health, if this is possible. There is an obligation on the sick to use the ordinary means to recover physical fitness. This means that the sick person must take remedies and medicines that are suitable, not on the advice of acquaintances or advertisements, but on the recommendation of a competent doctor in whose knowledge and skill one has confidence. Holy Scripture speaks about this thus: "Honor the physician for the need thou hast of him: for the most High hath created him. For all healing is from God, and he shall receive gifts of the king. The skill of the physician shall lift up his head, and in the sight of great men he shall be praised. The most High hath created medicines out of the earth, and a wise man will not abhor them." The book of Ecclesiasticus says many more things about sickness and cures and physicians in chapter thirty-eight but this should suffice for our purpose. It indicates clearly that the sick should employ both medicines and the advice of a good doctor to regain his health.

Of course, there is no obligation to have recourse to extraordinary means of recovery. Should a physician order a trip to a tropical climate and the patient's purse could not afford it, the patient has no obligation to go into debt to accomplish such a trip. Again, a very painful and uncertain operation or mutilation of the body is not obligatory, unless the patient has dependents, and the danger to life from the operation is slight.

Must a person hear Mass in his parish church?

The Church from the time of the Council of Trent admonishes the faithful to frequent the services at their parish church, at least on Sundays and the greater festivals. There are special reasons for this: On those days the priest offers the Holy Sacrifice for all his parishioners, his sermon is adapted to the needs of his flock, special parochial notices of marriages, etc., are published. The faithful ought to become acquainted with their parish priest, their pastor and spiritual father, in the House of God. There is, however, no law which makes it binding upon Catholics to hear Mass in their parish church.

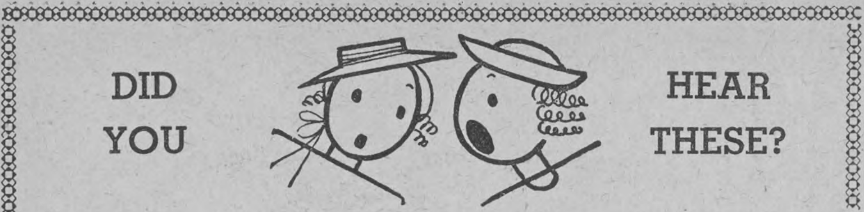
How can one prove that there is a God?

The existence of God may be proven in many ways. For instance, we find in all creation organization and design. Intelligent arrangement, the mind of the Maker is seen in everything. A watch, for instance, with all of its delicate and intricate parts balanced and adjusted so nicely to give us time, tells us that there must be such a thing as a watchmaker, a personal, intelligent being who made the watch. Just as the mind of man is reflected in the things that he makes, so that Mind of God is reflected in creation. Our solar system and all the countless systems of revolving worlds outside of it show that a mind has made them and spaced and placed them. The stars, by their number, their immensity, and their orderly arrangement, cry out to man as they rush through the heavens: "Behold us. We are the handiwork of God. His mind planned us; His power made us; His will sustains us." Reason needs no further argument. Intelligence cannot fail to detect the work of Intelligence, and thus "the heavens show forth the glory of God." (Ps 18).

Is it wrong to open the letters of a friend or brother or sister?

It is sinful to open and read another's letters, be it the letter of a friend or brother or sister. In addition to this it is also a sin to read letters that have been lost or hidden. The reason for this is that there is always the risk of violating another's rights to secrets or of causing reasonable offense to another.

Even though the letter were torn up into small bits, as is sometimes put forth as an excuse, it is an offense against charity to piece the bits together and read the letter. We could not certainly say that this is against justice; because the recipient of the letter might have burned the fragments instead of throwing them into the wastebasket. By neglecting to do this, the person knowingly risked his secrets becoming known. Nevertheless, if you come to know a person's secrets by reading the gathered bits of a letter, you are under obligation to keep those secrets and not divulge them. If the secrets are of sufficient importance, you are seriously bound to keep them.



First Football Fan: "Have you heard about the footballer who shot himself?"

Second Football Fan: "No; why did he shoot himself?"

First Football Fan: "Because he had no one else to pass to.

Jimmie: "I can't go to school today, mother, I don't feel well."

Mother: "Where is it you don't feel well?"

Jimmie: "In school."

A little boy, after his first day in school, was questioned as to what happened on his first day.

"Nothing much," he said, "except that a lady there who didn't know how to spell 'cat' asked me how; and I told her."

The captain, taking inspection, noticed Private Brown had no tooth-brush.

"Where's your tooth brush?" he demanded.

"Here, sir," said Private Brown, producing a large scrubbing brush.

"You don't mean to tell me you get that thing into your mouth?" shouted the captain angrily.

"No, sir," replied Brown, without changing his expression. "I take my teeth out."

"Why," he said, "women have been famous for ages."

"Yes," he replied, "untold ages."

He: "Last night I dreamed I married the most beautiful woman in the world."

She: "Were we happy?"

The minister of war is the clergyman who preaches to the soldiers in barracks.

A blizzard is the inside of a duck.

Polonius was a mytholical sausage.

The king wore a scarlet robe, trimmed in vermin.

A soviet is a cloth used by waiters in hotels.

A fissure is a man who fishes.

Beginner: "What's the matter with my game?"

Golf Pro: "Well, first you'll have to unlearn all you know about the game. It'll take only a minute."

Pat (looking in a green-grocer's window)—"Those are mighty big oranges, Mike."

Mike: "Yes; it wouldn't take many to make a dozen."

Lady: "You would stand more chance of getting a job if you would shave and make yourself more presentable."

Tramp: "Yes, lady. I found that out years ago."

Doctor: "Humph! I can't quite diagnose your case. I think it's drink."

Patient: "Oh I see. Now, look 'ere, doctor. Would you like me to come again when you're sober?"

Examiner: "What would you do if you saw the woman driving a car in front of you put out her hand?"

Candidate for driving test: "Slam on the brakes."

Teacher: "Jimmy, what is classical music?"

Jimmy: "The kind you can't whistle, sir."

Canadian Nutrition Program

Eat These Foods Every Day

Eat Right Feel Right

MILK—Adults—½ pint. Children—more than 1 pint. And some cheese as available.

FRUITS—One serving of tomatoes daily, or of a citrus fruit, or of tomato or citrus fruit juices, and one serving of other fruits, fresh, canned or dried.

VEGETABLES—(In addition to potatoes, of which you need one serving daily)—Two servings daily of vegetables, preferably leafy green, or yellow, and frequently raw.

CEREALS AND BREAD—One serving of a whole-grain cereal and four to six slices of Canada approved bread, brown or white.

MEAT, FISH, Etc.—One serving a day of meat, fish or meat substitutes. Liver, heart or kidney once a week.

EGGS—At least 3 or 4 weekly.

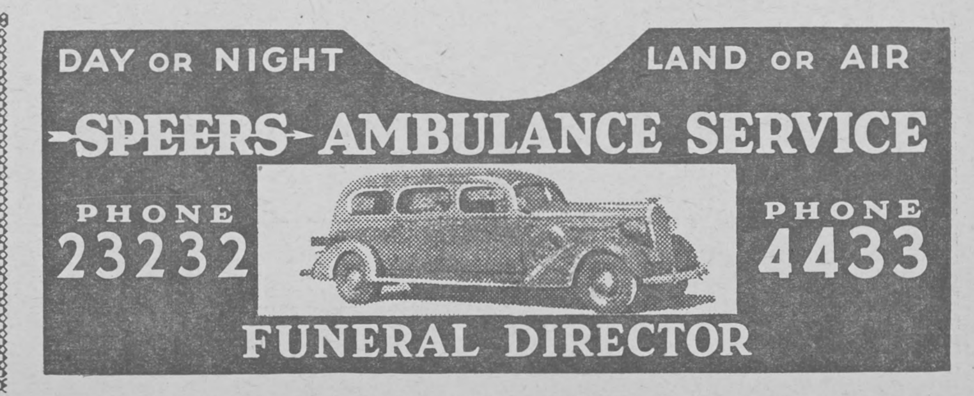
FISH LIVER OILS—These oils are essential for children and should be given as recommended by a physician. They may also be required by adults.

The amounts specified are minimum daily food requirements. It is important to remember that these are Wartime Food Rules and may be further conditioned by problems of supply.

Have U paid your subscription?

If not.....

Do It To-day.



Please Support Our Advertisers

Read More Catholic Literature

Buy More War Saving Certificates